



das **ksh** Jahr

Jahresbericht 3 | Dezember 2017

20

17

20 17

Die Hochschule	
Vorwort	3
Geänderter Hochschulname: aus KSFH wird KSH	4
1 Jahr im Amt: Interview mit Vizepräsidentin Prof. Dr. Birgit Schaufler	6
Die Frauenbeauftragten der beiden Hochschulstandorte im Gespräch	9
Das Kompetenzzentrum »Zukunft Alter«: „Der Bedarf ist riesig“	12
Das Praxis-Center: Bindeglied zwischen Hochschule und Berufsfeld	14
Studienqualitätsmonitor 2016: erneut sehr gute Noten	18
Das Studienangebot	
Pflege dual: ein wichtiger Beitrag zur praxisnahen Qualifizierung von Pflegefachkräften	20
BEFAS geht in die zweite Modellphase	24
Kindheitspädagogik: Kooperation mit der Moskauer Staatlichen Landesuniversität	26
Mit positivem Ergebnis: Online-Befragung von IBS-Absolvierenden	27
Wissenschaftliche Weiterbildung „Angewandte Gerontologie“	30
MUZA: Musik als pädagogisches Medium	33
Raum zur Mitgestaltung: das Theaterpädagogische Zentrum an der KSH	38
Soziale Themen aktuell	
Fachkräftemangel in der Sozialen Arbeit und die Verantwortung als Hochschule	40
Fehlanreize beseitigen: Interview mit Prof. Dr. Carsten Wippermann zum Thema Gleichstellung	44
Erfassung von (Alters-)Armut – eine Aufgabe für die Soziale Arbeit	48
Memorandum der Veranstaltungsreihe „Im Dialog“ (in 2016)	52
Forschung & Entwicklung	
Handreichung für die Praxis: Angebote für Väter von Kindern mit Behinderung	56
Projekt „Qualitätsbedingungen von Fachberatung Kindertagespflege“: Qualität mit der Praxis entwickeln	57
Projekt „Meine Chance“: Berufliche Perspektiven für junge Eltern schaffen	60
Präventionsprojekt Kiwanis Club GAP: Stoppt physische und psychische Gewalt	64
Konzeptionelle Neuausrichtung in der Pflege: BewohnerInnen und Pflegenden im Mittelpunkt	68
KSH International	
Internationalisierung: Das Vermitteln einer internationalen Perspektive	71
Stets im Aufwind: 20 Jahre Erasmus an der KSH	74
STT und STA in 2017 im Überblick	78
IF Fort- und Weiterbildung	
Starker Mehrwert: Ausbau der Kooperation mit langjährigen Praxispartnern	80
Neu im Programm: Hilfreiche Begegnung mit Menschen in suizidalen Krisen (Interview mit Dr. med. Ulrike Wegner, Leiterin der Fortbildung)	82
Fort- und Weiterbildung SozialbetriebswirtIn: Zertifikat zum Führen	84
Personalia	
Neue KSH-Mitglieder	79
Impressum	88

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

der Name unserer Hochschule wurde in dem Jahr geändert: Seit Oktober verzichtet die Hochschule auf das „Fach“ im Namen und nennt sich Katholische Stiftungshochschule München. Was sich im ersten Moment vielleicht banal anhören mag, hat doch eine hohe Bedeutung für die Außenwirkung und verdeutlicht, welche differenzierte Entwicklungen unsere Bildungseinrichtung in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Zwar stehen ‚Fachhochschulen‘ weiterhin für ihren Praxisbezug in der akademischen Ausbildung der Studierenden, doch das weitere Aufgabenfeld hat sich stark gewandelt. Heute bieten wir unseren Studierenden z. B. die Möglichkeit, in Kooperation mit einer Universität zu promovieren. Das war bis vor wenigen Jahren noch undenkbar: Die Verleihung des Dokortitels gehörte historisch zu den Privilegien einer Universität. Heute entwickeln Fachhochschulen und Universitäten gemeinsam (internationale) Doktorandenprogramme – auf Augenhöhe und indem sie sich fachlich ergänzen. Unsere Hochschule steht in enger Verbindung zur LMU, zur TUM und zur Hochschule für Philosophie München und ist stark daran interessiert, in Zukunft noch weitere Kooperationen in der Promotion aufzubauen.

In der Rubrik Forschung & Entwicklung ab S. 56 zeigt sich darüber hinaus, wie wichtig der Forschungszweig für unsere Hochschule geworden ist. Das Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« darf sich mittlerweile über ein beachtliches Forschungs- und Antragsvolumen freuen, das dazu

beitragen wird, dass sich die KSH künftig noch aktiver in die Altersforschung einbringt und valide Daten zu demografischen Entwicklungen liefern kann. Wichtig ist uns hierbei, unser Profil weiterhin zu schärfen: Wir haben uns auf den sozialen, pflegerischen und pädagogischen Bereich spezialisiert – hier beherbergt die KSH ihre Expertise, hier wird sie sich in den kommenden Jahren noch stärker als bisher einbringen. Und dabei werden wir uns mehrdimensional aufstellen, indem wir nicht eine Leistungsdimension wie etwa die Forschung fokussieren, sondern uns gleichwertig auch anderen profilbildenden Merkmalen widmen wie dem Wissenstransfer, der praxisnahen Ausbildung, den Fort- und Weiterbildungsangeboten, der regionalen Ein- und Anbindung unserer Hochschulstandorte, der Internationalität etc.

Wie sehr die KSH bereits in diesen verschiedenen Merkmalen profilbildend aktiv ist, zeigt sich am besten an unserem Jahresbericht, der auch in 2017 ein großes Spektrum an Themen aufgreift und allen interessierten Leserinnen und Lesern einen guten Einblick in die Themen und Bereiche gibt, die im Jahresverlauf relevant waren und weiterhin sein werden. Neu ist in diesem Jahr die Rubrik „Soziale Themen aktuell“, die verdeutlicht, wie nah unsere fachliche Ausrichtung dabei an den Themen dran ist, die unsere Gesellschaft bewegen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude am Jahresbericht 2017.



Hermann Sollfrank, Präsident der KSH



Prof. Dr. Hermann Sollfrank,
Präsident der Katholischen
Stiftungshochschule München

Geänderter Hochschulname: Aus KSFH wird KSH

Katholische
Stiftungshochschule
München



University of Applied Sciences

Ab Oktober: Aus KSFH wird KSH

Der Name der Katholischen Stiftungshochschule München (KSFH München) änderte sich am 1. Oktober 2017: Seit diesem Zeitpunkt verzichtet die Hochschule auf das „Fach“ in ihrem Namen und folgt somit der Mehrzahl der deutschen Fachhochschulen, die diesen Schritt bereits unternommen haben. Was sich zunächst eher banal darstellt, ist das Ergebnis eines wichtigen Entwicklungsprozesses: „Die Hochschullandschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten stark weiterentwickelt. Fachhochschulen stehen weiterhin für eine anwendungsorientierte und praxisnahe Ausbildung mit besten Kontakten zur Praxis, haben sich allerdings in ihrer weiteren Aufgaben als akademische Bildungseinrichtungen stark gewandelt“, erklärt Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank die Entscheidung, die „Katholische Stiftungshochschule München“ in die „Katholische Stiftungshochschule München“ umzubenennen.

Die Bologna-Reform führte in den vergangenen Jahren zur Umstellung auf Bachelor- und Masterabschlüsse, womit die frühere Unterscheidung zwischen Studiengängen von Universitäten und Hochschulen aufgehoben und die Durchlässigkeit der akade-

mischen Karrierewege befördert wurde. Gleichzeitig hat sich das Aufgabenspektrum der KSFH München als Hochschule für angewandte Wissenschaften (HAW) gewandelt, was unter anderem mit dem staatlichen Forschungsauftrag der HAWs und dem Aufbau an Forschungskompetenz einherging. Heute setzt die künftige „KSH“ wichtige Akzente in der Forschungsförderung, indem sie beispielsweise im vergangenen Jahr das Kompetenzzentrum Zukunft Alter an beiden Hochschulstandorten eröffnete, sich somit aktiv in die Altersforschung einbringt und valide Daten zu demografischen Entwicklungen liefert – und ihren Studierenden die Promotion anbietet, indem sie Kooperationen und den Verbund mit führenden Universitäten einget. Der aus den 1970er-Jahren stammende Begriff der „Fachhochschule“ engt die Hochschule in ihrer heutigen Entwicklung, so der Konsens, zu sehr ein und ist nicht mehr zeitgemäß, zumal dieser im internationalen Kontext nicht gebräuchlich ist.

Mit 108-jähriger Tradition als Bildungseinrichtung, davon 46-jähriger Tradition als Fachhochschule, gilt es nun, das erfolgreiche Wirken als „Katholische Stiftungshochschule München“ fortzusetzen.



Campus in München & Benedikt- beuern

1 Jahr im Amt: Interview mit der Vizepräsidentin Birgit Schaufler

Liebe Frau Schaufler, Sie waren, vor der Wahl zur Vizepräsidentin, fünf Jahre im Amt der Frauenbeauftragten. Bereits in dieser Funktion waren Sie in Entscheidungsprozesse eingebunden und hatten Einblick in zentrale Hochschulthemen. Was hat sich mit dem Amt der Vizepräsidentin verändert?

Es hat sich sehr vieles verändert. Zwar war ich als Frauenbeauftragte Mitglied der Erweiterten Hochschulleitung und in den Hochschulgremien vertreten, aber jeweils mit dem Mandat für ein spezifisches Thema. Als Vizepräsidentin jedoch eröffnet sich mir mit einem Mal die ganze Breite der Hochschulthemen. Hinzu kommt, dass man, um die Aufgaben innerhalb der Hochschulleitung verantwortlich wahrnehmen zu können, die Themen in ihrer Tiefe durchdringen muss. Nur dann ist man in der Lage, die inhaltlichen Fragen in den Gremien und im Rahmen von Gesprächen innerhalb und außerhalb der Hochschule adäquat vorzustellen und zu diskutieren.

Von zentraler Bedeutung ist darüber hinaus, dass die Hochschulleitung fortlaufend relevante Themen von außen, seien diese politischer, rechtlicher, finanzieller oder gesellschaftlicher Art, aufnehmen, bewerten und in die Hochschule hineinbringen muss, um strategische Schritte daraus ableiten zu können. Als Vizepräsidentin bin ich deshalb auch deutlich mehr als früher im Austausch mit anderen Hochschulen, bildungs- und wissenschaftspolitischen Einrichtungen, Anstellungsträgern und weiteren Partnern der KSH. Es ist für mich eine neue Erfahrung, die Hochschule in unterschiedlichsten Zusammenhängen nach außen zu vertreten. Das ist eine Form der Verantwortung, die man mit dem Amt übernimmt – neben der konkreten Verantwortung für Projekte, für Prozesse und Ergebnisse und zusätzlich zur Verantwortung, die die Führung von einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bedeutet.

Wie haben Sie sich in Ihr neues Amt eingefunden?

Wie gesagt, die inhaltlichen Fragen, mit denen man sich als Mitglied der Hochschulleitung zu befassen hat, sind deutlich mehr

und vielfältiger als man von außen wahrnimmt und das hatte ich so nicht erwartet. Ich war zunächst die Lernende und bin es in Teilen noch immer. Nicht hoch genug einzuschätzen ist diesbezüglich die Hilfe, die ich von meiner Vorgängerin im Amt der Vizepräsidentin, Annette Vogt, erfahren habe. Aber auch die Referentinnen der Hochschulleitung und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich der Verwaltung waren für meine Einarbeitung – wenn ich das mal so nennen darf – sehr wichtig. Überall bin ich mit meinen Fragen auf Verständnis und offene Ohren gestoßen. Dafür bin ich sehr dankbar. Dass ich aber nach einem Jahr noch immer optimistisch an meine Aufgaben herangehe, ist im Wesentlichen der Tatsache geschuldet, dass der Präsident, der Verwaltungsdirektor und ich als Vizepräsidentin rasch zu einem gemeinsamen Verständnis unseres Tuns gefunden haben. Wir arbeiten vertrauensvoll als Team zusammen. Das ist von unschätzbarem Wert und in meinen Augen die Voraussetzung dafür, dass wir unseren gemeinsamen Auftrag angemessen erfüllen können – und Spaß dabei haben.

Was sind die zentralen Bausteine Ihres Amtes – welche Funktionen besetzen Sie?

Nun, wir sind als Hochschulleitungsteam zunächst der verfassungsmäßigen Vorgabe verpflichtet, dass die Vizepräsidentin den Präsidenten im Verhinderungsfall zu vertreten hat. Ein wesentlicher Bestandteil meiner Funktion ist es also, die inhaltlichen Fragen, mit denen sich der Präsident befasst, quasi zu spiegeln. Zu diesem Zweck stehen wir fortlaufend im engen Austausch und bauen zusammen mit der Referentin des Präsidenten, Birgitta Greilinger, ein Wissensmanagementsystem auf, das gewährleistet, dass wir wechselseitig auf unsere jeweils aktuellen Themen Zugriff haben und das Wissen verfügbar bleibt. Der Präsident und ich sprechen uns regelmäßig ab, wer welches Thema bearbeitet, welche Anfrage verfolgt, welches Projekt übernimmt oder die Hochschule bei welchen Anlässen vertritt. Das war im letzten Jahr von mal zu mal verschieden. Es zeichnet sich aber ab, dass es angesichts der



Fülle der Aufgaben sinnvoll sein könnte, dass sich der Präsident künftig noch mehr auf die Aufgaben in den Außenkontexten der Hochschule konzentriert und ich als Vizepräsidentin eher Aufgabenbereiche innerhalb der Hochschule übernehme.

Welches Themenspektrum hat sich in diesem Jahr für Sie ganz neu aufgemacht – in Ihrer Rolle als Vizepräsidentin?

Zunächst habe ich die Aufgabenbereiche meiner Vorgängerin übernommen, unter anderem das Qualitätsmanagement und die Koordinierung der Praxiskontakte etwa im Bereich der Career- und Alumniarbeit. Beide Felder – Qualitätsentwicklung und Netzwerkarbeit – werden für die Hochschule künftig noch bedeutsamer werden. Wir schaffen es in Rankings auf die Spitzenpositionen, unsere Alumni bescheinigen uns, dass sie nach dem Studium an der KSH bestens vorbereitet in die Berufstätigkeit starten können und unsere Bewerberzahlen sind nach wie vor gut.

Angesichts der Veränderungen der Hochschullandschaft und der politischen wie gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wird es aber dringlicher werden, die eigene Qualität zu sichern. Die wachsende Heterogenität der Studierendenschaft sowie die Herausforderungen, die sich aus

dem zunehmenden Anspruch auf Internationalisierung und Digitalisierung ergeben, setzen Akzente für eine Weiterentwicklung der Lehre, des Studienangebotes und der Studienformate. Diese Impulse flexibel und in bekannt hoher Qualität aufzugreifen, wird eine Herausforderung der Zukunft sein. Als Bildungswissenschaftlerin liegen mir insbesondere alle Fragen rund um Studium und Lehre am Herzen und so werde ich mich in der Funktion als Vizepräsidentin dafür einsetzen.

Dialog und Transparenz sind Ihnen in Ihrer Führungsposition besonders wichtig. Können Sie exemplarisch aufführen, wo Sie im Dialog sind und wie für Sie in diesem Jahr die „Transparenz“ in die Hochschule hinein funktioniert hat?

Beides – Dialog und Transparenz – sind nach mir vor zentrale Orientierungen für mein Tun. Sie sind insbesondere dann von Bedeutung, wenn Interessen abgeglichen und Entscheidungen getroffen werden müssen. Das ist anspruchsvoll und erfordert von allen Beteiligten immer und immer wieder die Bereitschaft aufeinander zuzugehen, Argumente auszutauschen und im Vertrauen auf den guten Willen des Gegenübers gemeinsam um die bestmögliche Lösung zu ringen.

Die Frauenbeauftragten der beiden Hochschulstandorte im Gespräch über Position und Verantwortung

Der wesentliche Teil meiner Arbeit besteht aus Kommunikation. Da sind einerseits die fest terminierten Gremiensitzungen innerhalb und außerhalb der Hochschule sowie die regelmäßigen themenbezogenen Treffen. Es sind jedoch auch die alltäglichen Gespräche im Kollegium, mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Verwaltung und den Studierenden an beiden Standorten. In diesem ersten Jahr als Vizepräsidentin habe ich den Kontakt gesucht, habe an viele Türen geklopft und zu mir eingeladen. Dabei ist mir bewusst geworden, wie herausfordernd es in einer komplexen Organisation mit unterschiedlichen Entscheidungsgremien sein kann, Transparenz herzustellen und alle Mitglieder mit den relevanten Informationen zu versorgen. Wer muss was wissen? Was ist schon bekannt? Hier ist immer Luft nach oben und wir werden weitere Anstrengungen unternehmen müssen. Mit der neuen Website und unserem überarbeiteten Intranet sind erste Schritte getan. Die regelmäßige digitale Versendung von Informationen der Hochschulleitung kann wie die Etablierung zusätzlicher Regelgespräche eine weitere Maßnahme sein. Neben der Weitergabe von Information besitzt der informelle Austausch aller Hochschulmitglieder hohen Wert und ich unterstütze alle Gelegenheiten, die diesen fördern. Ein Beispiel hierfür sind, beginnend mit der Feier zur Eröffnung des Studienjahres am Campus München, die neuen Veranstaltungsformate, die wir nach und nach etablieren möchten.

Was sind aus Ihrer Sicht die zentralen Themen in der Hochschulentwicklung der nächsten Jahre?

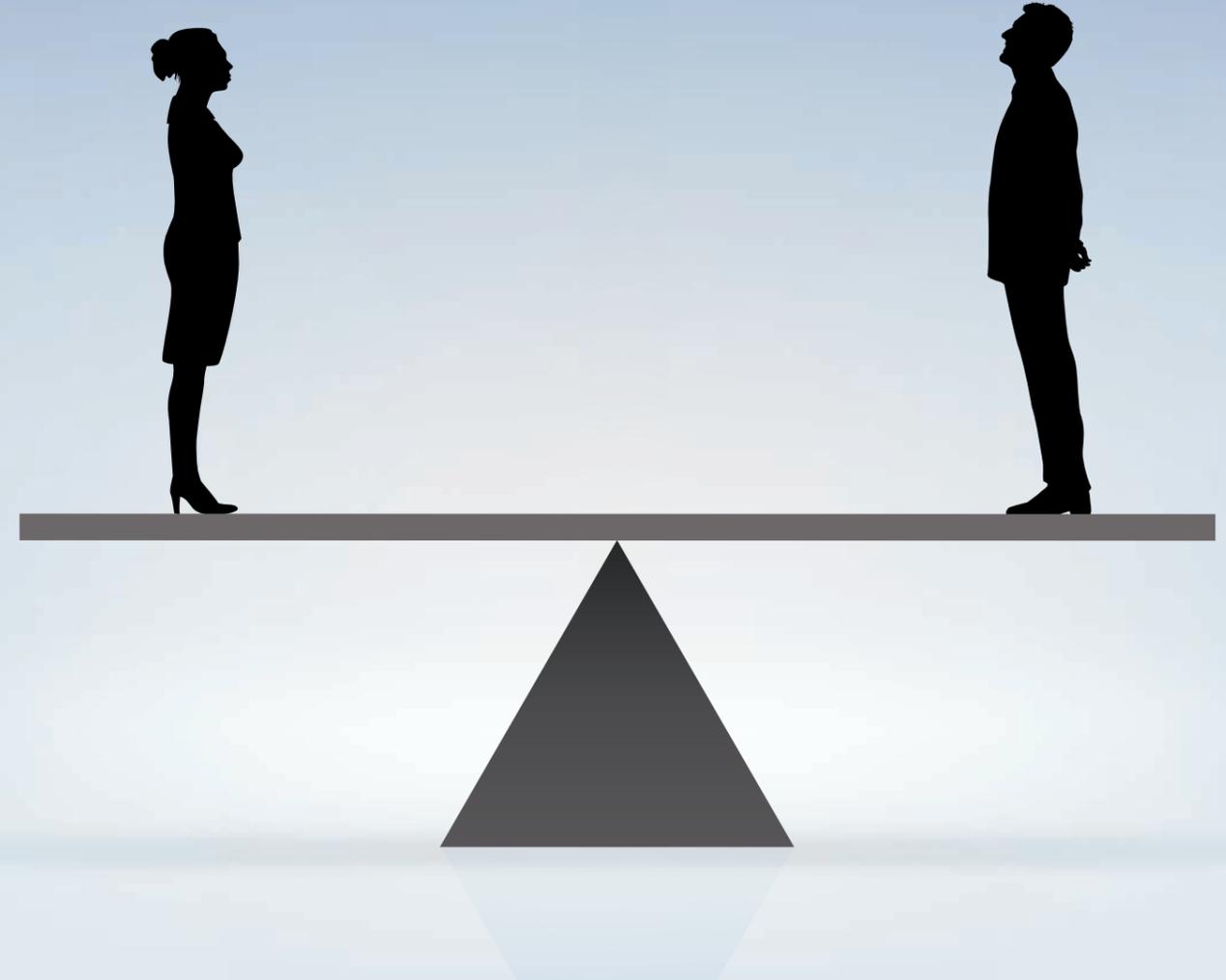
Wie ich bereits angedeutet habe sind Heterogenität, Internationalisierung und Digitalisierung die Megathemen, die die Hochschullandschaft gegenwärtig dominieren. Hinzukommt der Anspruch, die Forschung an den Hochschulen für angewandte Wissenschaften weiter auszubauen und damit ebenso die Transferleistungen in die Gesellschaft zu steigern. Für uns als relativ kleine Hochschule mit einem klar beschriebenen Profil gilt es zu prüfen, in welcher Weise wir welche Themen aufgreifen und vorantreiben. Angesichts des demogra-

fischen Wandels, des Fachkräftemangels in den Gesundheits-, Bildungs- und Sozialberufen und einem breiter werdenden Markt von akademischen Bildungsanbietern werden wir unseren Platz immer wieder neu definieren und eine dezidierte Strategie beschreiben müssen. Voraussetzung für weitere Schritte in jedwede Richtung ist in meinen Augen die Fortführung unseres Qualitätsentwicklungsprozesses und Ausgangspunkte hierfür sind unser überarbeitetes Leitbild und die neue Verfassung.

Vermissen Sie Ihre Zeit als Hochschulprofessorin oder anders gefragt: Bleibt Ihnen überhaupt noch Zeit für Lehre?

Mein Alltag hat sich erheblich verändert. Konnte ich als Professorin die Zeit für die Erfüllung meiner Aufgaben in der Lehre relativ frei einteilen, ist mein Arbeitstag nun gekennzeichnet durch feste Termine, Sitzungen, Reisen und immer neue Anfragen, die zu bearbeiten sind. Einerseits erlebe ich als Vizepräsidentin die Themenvielfalt und die Begegnungen mit unterschiedlichen Menschen und Perspektiven als sehr bereichernd, andererseits gibt es ein leises Bedauern darüber, dass ich mich nicht mehr in meine eigenen Forschungs- und Lehrinhalte vertiefen kann, sondern im Tagesgeschäft viel Organisatorisches zu bewältigen ist. Meine Lehrtätigkeit ist momentan zwangsläufig reduziert. Da ich sehr gerne Hochschullehrerin bin, genieße ich deshalb die wenigen Möglichkeiten in Kontakt mit Studierenden zu kommen.

Bildquelle: Adobe Stock/pict rider



Seit Oktober 2016 amtieren Julia Seiderer-Nack, Professorin für Medizin in der Sozialen Arbeit, und Anna Noweck, Professorin für Theologie in der Sozialen Arbeit, als Frauenbeauftragte der KSH München. Im gemeinsamen Gespräch gehen die beiden Professorinnen auf die aktuellen Herausforderungen ein und zeigen auf, welche Angebote bereits umgesetzt und geplant sind, um die Mitglieder der Hochschule in ihrem Hochschul- bzw. Arbeitsalltag zu unterstützen.

Wie definieren Sie die Rolle der Frauenbeauftragten an der KSH?

Julia Seiderer-Nack: Gemäß der Verfassung beraten und unterstützen die Frauenbeauftragten die Hochschule bei der Umsetzung der verfassungsrechtlich gebotenen Chancengleichheit und der Vermeidung bzw. Beseitigung von geschlechtsspezifischen Nachteilen. Dabei ist es uns wichtig, dass wir für alle Personengruppen an der Hochschule Ansprechpartnerinnen sind und ihre Interessen in Sachen Gleichberechtigung vertreten. Durch unsere Mitarbeit in den Gremien der Hochschule setzen wir uns für ihre Anliegen ein und reagieren auf besondere Bedarfe mit Beratungsangeboten und Veranstaltungen.

Darüber hinaus sind wir über die Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Bayerischen Hochschulen vernetzt. Dabei bringen wir uns auf der politischen Ebene im Bereich der Hochschulen in Bayern ein. So arbeiten wir auf allen Ebenen für die Gleichstellung der Geschlechter: im hochschulpolitischen Diskurs ebenso wie in konkreten Aktionen vor Ort.

Warum ist dieses Amt so wichtig für unsere Hochschule?

Anna Noweck: Auch die KSH ist ein Spiegel der gesellschaftlichen Realität. Und diese ist – trotz allem Bekenntnis zur Gleichberechtigung der Geschlechter – immer noch von einem Machtgefälle zwischen Frauen





Julia Seiderer-Nack, Professorin für Medizin in der Sozialen Arbeit



Anna Noweck, Professorin für Theologie in der Sozialen Arbeit

und Männern geprägt. Das bedeutet für unsere Hochschule beispielsweise: in der Relation zu den Studierendenzahlen mehr Männer in der studentischen Vertretung, in der Lehre weniger Redebeiträge von weiblichen als von männlichen Studierenden, viele Frauen in Teilzeitstellen. Wir wollen die tatsächliche Umsetzung der Gleichstellung begleiten und die Position von Frauen in Hochschule und Berufswelt stärken, indem nachhaltige Angebote für die Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Studium gemacht werden. Dies bleibt eine bestehende Aufgabe, die sich durch die Gender-Perspektive auf beide Geschlechter weitet. Trotzdem stellen sich die genannten Probleme auch heute immer noch in erster Linie den Frauen.

Zugleich bereiten wir unsere – meist weiblichen – Studierenden auf ein Arbeitsleben

vor, das von Gender Pay Gap, weiblicher Teilzeit und männlich besetzten Führungspositionen geprägt ist. Das Bewusstsein für geschlechtsspezifische Ungerechtigkeiten muss in Bezug auf die Sozialarbeiter und -arbeiterinnen selbst, aber auch in Bezug auf ihre Klienten und Klientinnen sensibilisiert werden. Das fängt schon bei der Sprache an, die Wirklichkeit nicht nur beschreibt, sondern schafft. Und es hört mit dem Verweis auf den Gender Pension Gap von 53% für Frauen auf.

Wo setzen Sie Ihre Schwerpunkte, welche Themen sind in Ihnen besonders wichtig?

Anna Noweck: Ein besonderer Schwerpunkt meiner Arbeit am Campus München ist das Thema Vereinbarkeit von Familie und Studium bzw. Beruf. Ich habe selbst drei Kinder im Alter zwischen 4 und 8 Jahren und kenne die organisatorischen Herausforderungen



Professoren und Frauenbeauftragte Anna Noweck (links) mit der Studentin Kerstin Hartl und ihren beiden Söhnen Fabian und Anton (rechts außen) im Elternzimmer am Campus München

genauso wie die emotionalen. Deshalb ist es mir wichtig, studierende Eltern in allen Aspekten zu unterstützen: räumlich durch die Neugestaltung des Elternzimmers, in der Studienplanung etwa durch die nachhaltige Begleitung im Übergang zu den Praxisphasen, in der Betreuung durch eine Neuordnung der campusnahen Kinderbetreuung. Ein großer Schritt ist hierbei die anvisierte Zusammenarbeit mit dem Don Bosco Kinderhaus der Salesianer in München.

Gleich zu Beginn meiner Amtszeit habe ich die Vernetzung der studierenden Eltern angeregt, um ihre wechselseitige Unterstützung und Interessenvertretung zu stärken. Inzwischen existiert eine Facebook-Gruppe und ich berufe regelmäßige Treffen ein. Jetzt arbeiten wir gerade an einer Inskriptionsberatung von Eltern für Eltern im kommenden Wintersemester und an der Vernetzung über WhatsApp, um eine Babysitter-Gruppe unter den Eltern zu organisieren, wenn die Kita mal ausfällt.

Julia Seiderer-Nack: Unser zweiter Schwerpunkt ist das Thema Fortbildung und Qualifikation. Durch die Organisation von Fachvorträgen sollen aktuelle gleichstellungsrelevante Themen an der KSH sowohl Studierenden als auch Lehrenden und VerwaltungsmitarbeiterInnen zugänglich gemacht werden. Beispiele des vergangenen Studienjahres sind die ‚Highlights des Zweiten Gleichstellungsberichts der Sachverständigenkommission der Bundesregierung‘ in Kooperation mit der Hochschule München und das Benediktbeurer Werkstattgespräch ‚Frauen in Teilzeit: Zwischen Lebensqualität und Teilzeitfalle‘. **Julia Seiderer-Nack:** Darüber hinaus unterstützen wir unter dem Motto ‚Wohin geht’s Frau Bachelor?‘ weibliche Absolventinnen durch Bewerbungsworkshops bei ihrem

Expertenbericht

„Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten“

Prof. Dr. Carsten Wippermann, Campus Benediktbeuern, ist im März 2015 von Bundesministerin Manuela Schwesig in die Sachverständigenkommission zur Erstellung des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung berufen worden. Das Gutachten mit dem Titel „Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten“ macht deutlich, dass Erwerbsarbeit und professionelle sowie informelle Sorgearbeit gleichermaßen in den Blick zu nehmen sind. Sein Fazit: „In der Sachverständigenkommission war die Zusammenarbeit der Experten und Expertinnen aus Wirtschaft, Sozialpolitik, Kulturwissenschaft, Recht und Soziologie spannend und bereichernd, mitunter kontrovers, doch stets vom gemeinsamen Ziel einer geschlechtergerechten Gesellschaft getragen. Der multiperspektivische Blick hat die Entwicklung und Abschätzung der Wirkung und Nebenfolgen von Maßnahmen nicht einfach gemacht, ist aber der Komplexität der Sachverhalte angemessen. Insofern hoffen wir in der Sachverständigenkommission, mit unserem Gutachten gute und fruchtbare Impulse gesetzt zu haben für weitere Schritte zu mehr Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebenslauf.“

- ➔ lesen Sie dazu auch das Interview mit Prof. Wippermann, S. 44–47
- ➔ der Zweite Gleichstellungsbericht im Internet: www.gleichstellungsbericht.de

Start ins Berufsleben. Besonders wichtig ist uns derzeit das Thema Altersvorsorge für Frauen. Im Wintersemester 2017/18 werden Aktionstage stattfinden, die u. a. durch spezielle Workshops für VerwaltungsmitarbeiterInnen die Herausforderung Teilzeitarbeit und Rente in den Blick nehmen werden.



Studieren und Familie – das geht gut!

Kerstin Hartl studiert im zweiten Semester „Soziale Arbeit (B.A.)“ am Hochschulstandort München und hat zwei Söhne im Alter von 2 und 5 Jahren.

„Die Vernetzung unter den Eltern über Facebook wird wirklich gut genutzt und ist extrem hilfreich, weil wir einfach die gleichen Probleme und Fragen haben und uns gegenseitig weiterhelfen können. Deshalb bin ich auch bei der Inskriptionsberatung von Eltern für Eltern im

Herbst mit dabei. Es gibt ja bereits viele Unterstützungsmaßnahmen und die Erfahrungen damit lassen sich gut weitergeben, um den Start der nächsten Elternkohorte zu erleichtern. Ich kann überzeugt sagen, dass wir Eltern von der Hochschule aktiv und so intensiv wie nur möglich unterstützt werden. Zum Start meines Praxissemesters war für mich die Info mit Best-Practice-Beispielen von studierenden Müttern aus dem sechsten Semester besonders hilfreich und wichtig. Immer wieder kommt es auch vor, dass ich meine Söhne mit an die Hochschule nehmen muss. Dann werden sie von Oma oder Opa im Elternzimmer betreut, das durch die Renovierung wirklich an Atmosphäre und Ausstattung gewonnen hat. Jetzt lässt sich hier gut spielen, wickeln, ausruhen und ‚brotzeiten‘ – und so sind wir alle gerne hier an der KSH.“

Das Kompetenzzentrum »Zukunft Alter«: „Der Bedarf ist riesig“

Ein Jahr Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« an der Katholischen Stiftungshochschule München: Was im Herbst 2016 mit einem großen Festakt unter Anwesenheit zahlreicher EntscheidungsträgerInnen und RepräsentantInnen von Kirche und Gesellschaft begann, zeigt inzwischen die ersten Erträge.

Nicht nur ein wachsendes Forschungs- und Antragsvolumen des Kompetenzzentrums, sondern auch die zunehmende Vernetzung in Wissenschaft, Gesellschaft und Kirche, in die Region und weit darüber hinaus verdeutlichen, welch umfassender Bedarf nach zukunftsorientierten, praktikablen und innovationsgetragenen Lösungen im Bereich »Zukunft Alter« besteht. Dabei stand auch im vergangenen Jahr die Gewinnung weiterer Mittel für einen Aufbau des Zentrums im Mittelpunkt, um die volle Breite des Themenfeldes aufgreifen zu können. Zur großen Freude der Hochschule unterstützt die Freisinger Bischofskonferenz als Trägerin der Hochschule den eingeschlagenen Weg und ermöglicht durch die Bereitstellung beachtlicher finanzieller Ressourcen sowohl personellen Zuwachs als auch die räumliche und technische Ausstattung des Kompetenzzentrums an beiden Hochschulstandorten: In München finden die Themen und Anliegen in der Kirchenstraße 37, auf dem Campus in Benediktbeuern im Konventbau ihr Zuhause. Wir freuen uns auf die neuen Kolleginnen und Kollegen und die gemeinsame Arbeit im Kompetenzzentrum.

Forschung und Netzwerk

Neben diesen strukturellen Fortschritten war auch die inhaltliche Weiterentwicklung im Jahr 2017 von reger Aktivität geprägt: Die Zahl der vom Kompetenzzentrum unterstützten Forschungsanträge aus der Hochschule zum Thema erreichte quantitativ sowohl in der Anzahl wie auch in der insgesamt siebenstelligen Summe neue Höchststände. Die Anträge deckten dabei ein breites Feld aller an der Hochschule vertretenen Fächer ab und entstanden sowohl mit nationalen Förderinstitutionen wie mit regionalen Partnern aus dem ländlichen Raum: Es zeigte sich dabei zunehmend, dass die Vernetzungsaktivitäten des Kompetenzzentrums »Zukunft Alter« dazu beitragen, die Expertise der Hochschule weiter bekannt zu machen und damit zunehmend auch Kooperationsanfragen von außerhalb an die Hochschule herangetra-

gen werden. So wurden im vergangenen Jahr beispielsweise gemeinsame Projekte mit Ministerien und Gemeinden sowie wissenschaftlichen Einrichtungen ins Leben gerufen, deren erste Ergebnisse sichtbar werden. Gerade aufgrund der der Thematik innewohnenden Vielfalt bedeutet diese Vernetzung aber auch die Erschließung neuer und bisher unbekannter Fragestellungen, wie sich im Gespräch mit unseren Partnerinnen und Partnern immer wieder zeigt.

Öffentlichkeitsarbeit und Perspektive

Zu den öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten des Kompetenzzentrums gehörte auch das Angebot einer Reihe öffentlicher Veranstaltungen mit renommierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowohl aus unserer Hochschule wie von außerhalb an beiden Standorten. Diese Veranstaltungen – beispielsweise zu den jüngsten Ergebnissen der Generationenstudie oder zu Gesundheit im Alter – zeigten mit einer sehr positiven Beteiligung einmal mehr die hohe Aktualität des Themas sowie den bestehenden Diskussionsbedarf auf.

„Der Bedarf ist riesig“, so fasste auch schließlich ein Teilnehmer eines Vortrages den aktuellen Stand zusammen. Für das Kompetenzzentrum bedeutete dies für das neue Jahr, sich weiter mit regionalen und überregionalen Akteuren zu vernetzen und dabei auch Themen wie den wissenschaftlichen Nachwuchs durch die Kooperation mit den neuen kooperativen Promotionsangeboten der KSH nicht aus den Augen zu verlieren. Es gibt viel zu tun – packen wir es an!

Beitrag: Dr. Christoph Ellßel



Das Praxis-Center: Bindeglied zwischen Hochschule und Berufsfeld

Hochschulen für angewandte Wissenschaften (HAW) bieten Studierenden eine anwendungsorientierte wissenschaftliche Qualifizierung für ein konkretes Berufsfeld und stehen in ganz besonderer Weise für die Verbindung von wissenschaftlichem Wissen und praktischem Erfahrungswissen. Dies drückt sich z. B. darin aus, dass alle HAW-Professorinnen und -Professoren sowohl über eine wissenschaftliche Qualifikation verfügen als auch eine mehrjährige berufliche Praxis im betreffenden Feld nachweisen können. Die wechselseitige Bezugnahme zwischen Theorie und Praxis durchzieht das gesamte Studium. Konkret erlebbar wird die berufliche Praxis für die Studierenden im Rahmen der integrierten mehrwöchigen Praxisphasen. Im folgenden Beitrag zeigen die Praxis-Center der beiden Standorte auf, welche – zentralen – Funktionen sie hierbei übernehmen.

Die KSH legt hohen Wert darauf, den Wissenstransfer der Studierenden über das gesamte Praktikum hinweg zu unterstützen und bietet hierfür nicht nur praxisbegleitend Lehrveranstaltungen und Projekte, sondern organisiert – und das ist ihr Alleinstellungsmerkmal – regelmäßige Supervisionssitzungen in Kleingruppen. Die hohe Qualität der Praxisausbildung gründet u. a. darauf, dass die Hochschule über viele Jahrzehnte hinweg berufliche Netzwerke aufgebaut und gepflegt hat. Die Studierenden können für die Wahl ihrer Praxisstellen somit auf ein stabiles und flächendeckendes Netz von Einrichtungen zurückgreifen, die der KSH verbunden sind und über Erfahrung in der Betreuung und Anleitung von Studierenden im Praktikum verfügen. Neue Tätigkeitsbereiche der Sozialen Arbeit, Pflege und kirchlichen Bildungsarbeit sowie attraktive Institutionen im In- und Ausland werden laufend integriert, so dass das KSH-Netzwerk Jahr um Jahr wächst und sich immer weiter ausdifferenziert. Nicht zuletzt ist es diesem aktiven Praxisnetz zu verdanken, dass die KSH-AbsolventInnen problemlos in den Beruf einmünden.

Der Ort an der KSH, an dem die vielfältigen Verbindungen zwischen Hochschule und Berufsfeld in besonderer Weise gepflegt werden, sind die Praxis-Center an den beiden Standorten München und Benediktbeuern. Sie verstehen sich als Bindeglieder zwischen der beruflichen Praxis und den Studierenden und Lehrenden der Hochschule und beraten bei allen Fragen zu den Praxisphasen. Auch die Organisation der Praktika und die Koordination der praxisbegleitenden Lehrveranstaltungen gehören zu den Aufgaben der Praxis-Center.

Welche Lehrangebote gibt es während der Praxisphasen?

Alle Bachelorstudierenden nehmen während ihrer Praxisphasen an begleitenden Lehrveranstaltungen teil, in denen sie inhaltlichen Input erhalten und ihre Praxiserfahrungen in Bezug auf das bisher Gelernte reflektieren. In den Studien-

gängen der Sozialen Arbeit finden ab dem 3. Semester regelmäßig Praxisseminare statt. In Benediktbeuern sind diese Seminare themenübergreifend angelegt, während die Studierenden in München zwischen 11 unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten wählen – von der Familienarbeit bis hin zur Arbeit mit Geflüchteten und Migranten. Auch während des 22-wöchigen Praktikums im 4. Semester kommen die Studierenden regelmäßig zu Studientagen und Supervisionssitzungen an die Hochschule. Diese Sitzungen finden in festen Kleingruppen mit 4 bis 6 Studierenden statt und werden von erfahrenen SozialpädagogInnen mit abgeschlossener Supervisionsausbildung geleitet. Sie bieten den Studierenden die Möglichkeit, sich in vertraulichem Setting besonders intensiv mit den Praxiserfahrungen auseinanderzusetzen.

Die 3. Praxisphase ist an beiden Standorten dem Projektstudium gewidmet. In Benediktbeuern lernen die Studierenden in einer eintägigen Lehrveranstaltung die wesentlichen Methoden des Projektmanagements kennen, während die Vorbereitung in München in den einzelnen Praxisseminaren erfolgt. Anschließend wird das Gelernte in die Tat umgesetzt, wodurch jedes Jahr eine Vielzahl von Projekten entsteht, von der professionellen Planung einer Freizeitaktivität bis hin zur Organisation einer öffentlichen Veranstaltung eines großen Trägers. Die Projekte sind somit ein Zeichen erfolgreicher Vernetzungsarbeit, von der alle Beteiligten profitieren – Hochschule, Studierende und Einrichtungen aus der Praxis.

Intensiv: Die Zusammenarbeit mit der Praxis

Die Mitarbeiterinnen der Praxis-Center bieten den Praxisstellen aktive Unterstützung bei allen Fragen, Unsicherheiten und Schwierigkeiten rund um die Praxisphasen. Darüber hinaus erstreckt sich die Zusammenarbeit von regelmäßigen Austauschtreffen mit Einrichtungen und Trägern über die Mitgestaltung der Fortbildungen für PraxisanleiterInnen bis hin zur Moderation der Praxisausschüsse. Diese Ausschüsse

sind in der Verfassung verankerte beratende Gremien, die sich aus Studierenden, Vertreterinnen und Vertretern der Praxis und Professorinnen und Professoren der Hochschule zusammensetzen und der Qualitätssicherung der praktischen Ausbildung dienen.

Eine besondere Gelegenheit, mit der Hochschule in Kontakt zu treten, bietet sich bei den PraxisanleiterInnentagen, zu denen die einzelnen Studiengänge jährlich einladen. Der diesjährige PraxisanleiterInnentag des Münchner Studiengangs Soziale Arbeit war mit rund 400 Teilnehmenden äußerst gut besucht. Nachdem Stefanie Lohmann (Leitung Praxis-Center München), Prof. Dr. Hermann Sollfrank (Präsident) und Prof. Dr. Schwarz (Dekan des Fachbereichs Soziale Arbeit München) den Anleiterinnen und Anleitern ihren Dank für ihr Engagement ausgesprochen hatten, folgte ein Vortrag von Dr. Christian Boeser-Schnebel – dem Leiter des Netzwerks Politische Bildung Bayern – zum demokratischen Umgang mit Populismus und Stammtischparolen. Der Fachvortrag wurde mehrheitlich als „hervorragender Denkanstoß“ gelobt. Nach dem Mittagessen fanden sich die Teilnehmenden in den einzelnen Praxisseminaren zu einem intensiven Austausch über Themen rund um das Praktikum zusammen.

Ein bekanntes Angebot der KSH ist der in München und Benediktbeuern stattfindende „Career Day“. Aus den ehemaligen Praxisbörsen haben sich inzwischen Karrieremessen entwickelt, auf denen sich Studierende, Absolventinnen und Absolventen und Alumni einen Überblick über Praxisfelder, Arbeitsbedingungen und Verdienstmöglichkeiten verschaffen können. Die Anzahl der teilnehmenden Einrichtungen stieg mit jedem Jahr stetig an, im Jahr 2017 konnten am Standort München insgesamt 84 Messestände besucht werden. Ergänzt wurde der Messebetrieb durch einen Dialogvortrag zum Fachkräftemangel in Pflege und Sozialer Arbeit, Workshops zu den Promotionsmöglichkeiten an der KSH und zur Gründung eines Start-Ups; außerdem konnten Studierende ihre Bewerbungsmappen checken lassen und an einem vergünstigten Bewerbungsfotoshooting teilnehmen. Eine Befragung der Besucher des Career Days ergab, dass sie sich sowohl für Praktikumsstellen als auch Arbeitsstellen interessierten. Außerdem zeigte sich, dass 99% der ausstellenden Einrichtungen mit dem Career Day insgesamt sehr zufrieden oder zufrieden waren; 91% planen, im nächsten Jahr wieder mit dabei zu sein.

Ausblick: Inhouse-Schulungen und eine standortübergreifende Alumni-Arbeit

Die Praxis-Center entwickeln sich beständig weiter. Grundlage hierfür ist die stetige Evaluation ihrer Arbeit – diese erfolgte im Jahr 2017 anhand der Auswertung schriftlicher Fragebögen. Darüber hinaus ist jedoch auch der persönliche Austausch von großer Bedeutung. So wurde im Wintersemester 2017/18 am Campus Benediktbeuern das „Praxis- und Career Café“ eröffnet. Hier haben Studierende und Lehrende in regelmäßigen Abständen die Möglichkeit, sich bei Kaffee und Kuchen über ihre Praxiserfahrungen auszutauschen. Ein ähnliches Format – der „Praktikumsstammtisch“ – ist in München in Zusammenarbeit mit der Katholischen Hochschulgemeinde geplant. Außerdem erarbeiten die Leitungen der beiden Praxis-Center derzeit ein Konzept für Inhouse-Schulungen für Praxisanleiterinnen und Praxisanleiter, die in größeren Einrichtungen vor Ort angeboten werden können. Auch soll im kommenden Jahr ein Konzept für die standortübergreifende Alumni-Arbeit entwickelt werden, mit dessen Hilfe das bestehende Praxisnetzwerk der KSH weiter gestärkt werden soll.



Praxis-Center

München Benediktbeuern

Die AnsprechpartnerInnen in den beiden Praxis-Centern

In den beiden vergangenen Jahren hat sich das Team der Praxis-Center vergrößert, nicht nur in der Anzahl der AnsprechpartnerInnen, auch im Spektrum an Erfahrungswerten und Beratungsgebieten:

Stefanie Lohmann, Leitung Praxis-Center München

Nach dem Studium der Sozialen Arbeit in Mannheim und Stony Brook (NY, USA) und beruflicher Tätigkeit in den Bereichen Suchthilfe und Psychiatrie sowie in der Rehabilitationsforschung, kam ich im Jahr 2009 an die KSH, zunächst als Koordinatorin des berufsbegleitenden Masterstudiengangs Suchthilfe. Seit Mai 2016 leite ich das Praxis-Center in München. Zu meinem Team gehören außerdem Carola Nick als Referentin für den Bereich Pflege und Beate Vogl als Verwaltungskraft. An das Praxis-Center angegliedert ist außerdem der Bereich Career Service und Alumniarbeit – beide vertreten durch Frau Carmen Maye. An meiner Tätigkeit schätze ich vor allem deren Vielseitigkeit, die Beratung der Studierenden sowie die enge Vernetzung mit der Praxis. Und natürlich mein engagiertes Team!



Raffaella Klück-Sauer, Leitung Praxis-Center Benediktbeuern

Vor und während meines Studiums der Sozialen Arbeit an der KSH in Benediktbeuern war mein Berufsleben – als gelernte Rechtsanwaltsfachangestellte – von meiner selbstständigen Tätigkeit als Berufsbetreuerin geprägt. Nur wenige Monate nach meinem Abschluss als Sozialarbeiterin, entschloss ich mich im Juli 2015, auf die „andere Seite der Hochschule“ zu wechseln, zunächst als Fachbereichsreferentin im Studiengang Soziale Arbeit und seit Mai 2016 als Referentin des Praxis-Centers Soziale Arbeit. Seit April 2017 leite ich nun das Praxis-Center in Benediktbeuern und werde dabei von einem persönlich und fachlich kompetenten Team unterstützt. Hierzu gehören Prof. Dr. Bernhard Vondrasek, Praxisbeauftragter an unserem Campus, Martina Groß, Referentin für den Bereich Religionspädagogik und Michaela Deiser als Verwaltungskraft.



Carola Nick, Referentin Praxis-Center Pflege

Seit Oktober 2016 bin ich Ansprechpartnerin für alle Praxisinhalte der vier Pflegestudiengänge. Selbst Absolventin des Diplom-Studienganges Pflegemanagement fasziniert mich, welche Entwicklung dieses Angebot seit den Anfangsjahren genommen hat. Damals wirkte das Studienangebot sehr polarisierend. Inzwischen gilt es in der Branche als anerkannt. Dies bestätigte auch eine von mir durchgeführte Befragung von Studierenden zur Qualität des Praxissemesters: annähernd alle Befragten zeigten sich mit ihrem Kompetenzerwerb während des praktischen Studiensemesters und der Qualität der erhaltenen Anleitung vollkommen zufrieden. Die vorab benannten Anleitungspersonen standen überwiegend zur Verfügung und die meisten Studierenden waren der Meinung, dass ausreichend viele Anleitungsgespräche stattgefunden hatten.



Beate Vogl, Verwaltung München

Als Verwaltungsmitarbeiterinnen kümmern wir uns seit 2008 bzw. 2009 um den reibungslosen administrativen Ablauf der verschiedenen Praxismodule. Somit laufen alle notwendigen Unterlagen über unsere Schreibtische – von Ausbildungsplänen und -verträgen bis hin zu Praxisberichten, Beurteilungen und Projektanträgen. Hier kommen immer wieder Fragen und Unsicherheiten auf, bei denen wir häufig die ersten Ansprechpartnerinnen sind. Es ist uns wichtig, immer ein offenes Ohr zu



Michaela Deiser, Verwaltung Benediktbeuern

haben und uns auch an geschäftigen Tagen Zeit für die Klärung studentischer Anliegen zu nehmen. Zudem unterstützen wir unsere Teams bei der Organisation und Vorbereitung von Gremiensitzungen, Austauschtreffen und Kolloquiumsterminen, sowie bei der Planung und Durchführung von Career Days und PraxisanleiterInnen-tagen. Wir fungieren somit als Bindeglied zwischen Studierenden, Praxisstellen, Lehrenden und den Referentinnen der Praxis-Center.

Bernhard Vondrášek, professoraler Praxisbeauftragter am Campus Benediktbeuern für den Studiengang Soziale Arbeit

Seit dem akademischen Studienjahr 2011/12 nehme ich als Verantwortlicher für die Praxis-Module die von der Hochschule gewährte Sonderfunktion des professoralen Praxisbeauftragten am Campus Benediktbeuern wahr. Als Professor i.K. für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit ist es mir ein besonderes Anliegen, dass sich Lehre und Praxis in einem permanenten reflexiven Austauschprozess befinden. Meine Aufgabe besteht darin, eine aktive Schnittstellenfunktion zwischen den Lehrenden und dem Praxis-Center wahrzunehmen und gemeinsam mit allen Beteiligten Lehrinhalte, Struktur und Organisation der Praxisphasen stetig weiter zu entwickeln und an die aktuellen Herausforderungen anzupassen.



Carmen Maye, Referentin für den Bereich Career und Alumni

Nach meiner Ausbildung zur Krankenschwester bei den Missionsbenediktinerinnen und dem anschließenden Studium der Sozialen Arbeit an der KSH in München war ich in ganz unterschiedlichen Bereichen tätig, z. B. in der Mobilen Kinderkulturarbeit oder als Kliniksozialarbeiterin in einem Brustkrebszentrum. Im Jahr 2011 kehrte ich als Fachbereichsreferentin für Soziale Arbeit an die KSH zurück – die entsprechende Stellenanzeige hatte ich über den Alumniverteiler entdeckt. Seit 2014 bin ich an beiden Standorten für den Career Service und die Alumniarbeit zuständig – ein Aufgabenbereich, in dem ich von allen bisherigen Erfahrungen meines Berufslebens profitieren kann.



Martina Groß, Referentin Praxis-Center Religionspädagogik

Als Fachbereichsreferentin für den Studiengang Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit bin ich seit Januar 2017 unter anderem für die Begleitung und Betreuung aller drei Praktikumsphasen des Studiengangs Religionspädagogik verantwortlich. Zu meinen Aufgaben gehört neben der Genehmigung von Praxisstellen und der Beratung von Studierenden auch die enge Zusammenarbeit mit den Bewerberkreisen der Diözesen. Durch meine jahrelange ehrenamtliche Einbindung in die Gemeinde und durch mein Fernstudium der Religionspädagogik sind mir die Arbeitsfelder Gemeinde und Schule sehr vertraut. Im Laufe meines Berufslebens war ich als Fachberatung für Leitungen und Träger beim Caritasverband tätig sowie als Fortbildungsreferentin und Leitung des Fachbereichs Religionspädagogik im Elementarbereich des Erzbischöflichen Ordinariats München und Freising.



Beitrag: Raffaella Klück-Sauer, Leiterin Praxis-Center Benediktbeuern, Stefanie Lohmann, Leitung Praxis-Center München und Prof. Dr. Birgit Schaufler, Vizepräsidentin der KSH

Studienqualitätsmonitor 2016 (SQM): Studierende geben der KSH erneut sehr gute Noten

Von Ende Juni bis August 2016 beteiligte sich die KSH erneut am Studienqualitätsmonitor, einer bundesweiten Online-Erhebung, bei der Studierende nach der Qualität von Lehre, Beratung, nach Kompetenzförderung, Ausstattung ihrer Hochschule etc. befragt werden. Das Deutsche Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) führt die Studierendenbefragung bereits seit 2007 an deutschen Hochschulen und Universitäten durch. In vielen Bereichen sind die Ergebnisse der Befragung, verglichen zum Vorjahr, konstant gut geblieben.

Die Qualität von Betreuung, Organisation und Lehre nimmt im Studienqualitätsmonitor eine zentrale Rolle ein. So wurden die Studierenden anhand eines standardisierten Fragebogens mit 28 Fragen nach den Anforderungen befragt. In 2016 lag die Rücklaufquote der Studierenden an der KSH bei 18%. Auch in dieser Umfrage bescheinigen die Studentinnen und Studenten ihrer Hochschule, dass sie ihr besonderes Profil schätzen. Neben einer fachlich-hochwertigen beruflichen Bildung, so das studentische Feedback, erlernen sie auch überfachliche Qualifikationen – so fördert die Hochschule beispielsweise das ethische Verantwortungsbewusstsein und zeigt damit, dass sie ihr Leitbild als kirchliche Bildungseinrichtung lebt. Besonders erfreulich an der Umfrage: die Katholische Stiftungshochschule München schneidet im Vergleich zum Bundesdurchschnitt häufig signifikant besser ab.

Betreuungssituation: Studierende fühlen sich rundum besser betreut als an anderen Hochschulen

„Die Lehrenden an der KSH sind sehr gut in ihren Sprechstunden erreichbar“ sagen 85% der Studierenden. Auch das Engagement der Lehrenden beurteilen 79% als äußerst zufriedenstellend. Damit heben sie sich sichtlich positiv von den Einschätzungen der Vergleichsgruppe ab, die sich aus Studierenden an Hochschulen bundesweit zusammensetzt (HISBUS-Panelgruppe: 3248 Studierende), hier erachten 71% das Engagement der Lehrenden als sehr gut. Bestnoten für die Vorbereitung auf Klausuren und Prüfungen werden an der KSH von 73% der Befragten vergeben – bundesweit liegt die Prozentzahl bei 65%.

Die Lehre an der KSH: fachliche plus überfachliche Qualifikationen

Die KSH hat in den Curricula ihrer Studiengänge eine gute Balance gefunden. Aus Sicht der Studierenden zeichnen sich

die Studiengänge besonders durch einen angemessenen Workload aus. 62% der Studierenden würden ihren Studiengang durch zeitlich gut erfüllbare und 67% der Studierenden durch inhaltlich gut erfüllbare Studienpläne charakterisieren. Von der Vergleichsgruppe erachten 55% die Studienpläne in ihrem Studiengang als zeitlich gut erfüllbar und 64% als inhaltlich gut erfüllbar. Nach Meinung der Studierenden bieten die Studiengänge zudem gute Möglichkeiten, um überfachliche Qualifikationen zu erlangen (49% KSH-Studierende vs. 27% HISBUS-Studierende). Außerdem sind 58% überzeugt, dass sie eine gute Berufsvorbereitung erhalten, bundesweit sind es 50%, die diese Ansicht teilen.

Zu den auffallend positiven Rahmenbedingungen gehört, dass die Studien- und Prüfungsordnung gemäß 70% der Studierenden sehr gut verständlich ist (bundesweit: 58%). Und sowohl bei der Nutzung audiovisueller Medien in Lehrveranstaltungen (68% vs. 59% der Vergleichsgruppe) als auch beim Einsatz studienbezogener E-Learning-Angebote (46% vs. 35% der Vergleichsgruppe) liegt die KSH vorne. Um einiges schlechter als die Vergleichshochschulen schneiden die Angebote der KSH lediglich bei der Betreuung in Tutorien ab (22% vs. 52%). Ob sich die Studierenden eine größere Anzahl oder eine bessere Qualität der Tutorien wünschen, lässt sich jedoch aus den vorhandenen Ergebnissen nicht ablesen und bedarf hochschulinterner Recherchen und Nachfragen.

Ein Qualitätsmerkmal für die didaktische Lehrqualität ist, dass die Lehrenden auf die Anregungen der Studierenden Bezug nehmen. Die Studierenden fühlen sich ernst genommen, was sich in ihren Antworten widerspiegelt. „Anregungen der Studierenden werden von den Lehrenden aufgegriffen“, sagen 66% der Studentinnen und Studenten an der KSH, während es bundesweit 50% der Studierenden sind, die sich hier positiv äußern. Auch fällt bei der Auswertung der Ergebnisse auf, dass die Diskussionskultur wesentlich ausgeprägter ist als an anderen Hochschulen. „Die Lehrenden bieten genügend Diskussionsmöglichkeiten“: Dieser



Ansicht sind 73% der Studentinnen und Studenten, sie liegen damit um 11 Prozentpunkte über den Bewertungen der Vergleichsgruppe (62%). Und auch in puncto Studierenden-Motivation schneidet die KSH besser ab als der ermittelte Bundesdurchschnitt. Lehrende sind immer wieder gefordert, ihre Studentinnen und Studenten für den Lehrstoff zu motivieren – das scheint generell keine leichte Aufgabe zu sein, denn auf Bundesebene sind es laut Befragung ein Drittel der Lehrveranstaltungen (32%), die Studierende dazu anregen, sich intensiv mit den Lehrinhalten auseinanderzusetzen. Dementgegen sind es an der KSH 46% der Veranstaltungen, die als motivierend bewertet werden. Auch sind die Studierenden – im Vergleich zu ihren bundesweiten Kommilitoninnen und Kommilitonen – um 15 Prozentpunkte (62 zu 47%) zufriedener mit den Angeboten zum Erlernen wissenschaftlichen Arbeitens.

Forschungsbezug in der Lehre gewinnt an Bedeutung

Der Forschungsbezug der Lehrveranstaltungen gelingt gut bis sehr gut – darin sind sich 53% der KSH-Studierenden einig. Im bundesweiten Vergleich behaupten 34% der Studierenden das Gleiche. Fast doppelt so viele KSH-Studierende (50%) als Studierende des Panels (26%) schätzen das

Angebot spezieller Lehrveranstaltungen, in denen Forschungsmethoden und -ergebnisse vorgestellt werden als sehr gut ein. Auch die Möglichkeit im Studium selbst zu forschen ist an der KSH mit 46% um 18-Prozentpunkte besser bewertet als im Bundesdurchschnitt (28%).

Gelebtes Leitbild: Förderung ethischen Verantwortungsbewusstseins

Wie auch in den Vorjahren bildet sich das Leitbild der Hochschule in der Befragung ab. 90% der Studierenden ist „ethisches Verantwortungsbewusstsein“ im Rahmen der Lehrveranstaltung wichtig und 78% bestätigen in der Umfrage, dass dieses Verantwortungsbewusstsein im Rahmen der Lehrveranstaltungen auch gefördert wird. Die bundesweiten Vergleichszahlen dazu liegen bei 33%. Hierin zeigt sich deutlich, dass es sich die KSH – als eine Hochschule in kirchlicher Trägerschaft, die sich auf Studiengänge im Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesen spezialisiert hat – zur Aufgabe macht, sich aktiv mit Sinnes- und Glaubensfragen auseinanderzusetzen und ihre Studierenden darin zu unterstützen und zu befähigen, das eigene Handeln ethisch zu hinterfragen und in einem sozialen Wertesystem zu verankern.

Beratungs- und Serviceleistungen der Hochschule: Studierende sind sehr zufrieden

Das Studierendensekretariat der KSH schneidet mit 79% um 14-Prozentpunkte besser ab als die Studierendensekretariate der bundesweiten Hochschulen aus der Vergleichsgruppe. Auch die anderen Bereiche der Serviceeinrichtungen werden von der überwiegenden Zahl der Studierenden sehr gut bewertet: der Career Service von 63% (vgl. 51% der HISBUS-Studierenden), die Praktikumsvermittlung von 51% (vgl. 38% der HISBUS-Studierenden), die Servicebereitschaft des Prüfungsamtes von 68% (vgl. 54% der HISBUS-Studierenden).

Hohe Identifikation mit der Hochschule

Die Identifikation mit der eigenen Hochschule ist sehr ausgeprägt und in den letzten Jahren sogar noch weiter gestiegen. 91% der Studierenden studieren gern bis sehr gerne an der Hochschule (2014 waren es noch 85%), bei der bundesweiten Vergleichsgruppe der Studierenden sind es 78%.

Beitrag: Michaela Hofbauer (QM KSH)

Pflege dual (B.Sc.): ein wichtiger Beitrag zur praxisnahen Qualifizierung von Pflegefachkräften



Mit „Pflege dual (B.Sc.)“ leistet die KSH einen wichtigen Beitrag zur praxisnahen Ausbildung ihrer Studierenden, indem praktische und (hoch-)schulische Ausbildungselemente miteinander verknüpft und auch aufeinander abgestimmt werden. Die Absolventen sind dadurch, das zeigt sich spätestens beim Berufseinstieg, gewappnet für ein verantwortungsvolles Aufgabenspektrum, das in die qualitative Weiterentwicklung der Pflege hineinreicht.

Bis 2030 könnte sich die Zahl der Pflegebedürftigen in Deutschland um ein Drittel erhöhen, so prognostiziert das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung die Entwicklung im Bereich Pflege. Obwohl die Menschen nachweislich im Alter länger gesund sind, steigt der Pflegebedarf, weil sie gleichzeitig immer älter werden. Bereits heute sind rund 2,6 Millionen Menschen auf Pflege angewiesen, in 2030 sollen es 3,5 Millionen sein. Die starke Zunahme betrifft vor allem (hoch-)betagte Menschen zwischen 80 und 90 Jahren, die an mehreren Krankheiten gleichzeitig leiden und das meist chronischer Natur.

Bereits heute fehlen Zehntausende Pflegerinnen und Pfleger in den Einrichtungen und Krankenhäusern, der Beruf lässt sich also als „zukunftssicher“ ein-

stufen. Doch Pflege ist nicht gleich Pflege: Die Anforderungen an das Berufsbild sind in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen. Aufgrund neuer technischer Möglichkeiten bei Diagnose und Therapie, zunehmender Pflegebedürftigkeit und sich verändernden Versorgungsstrukturen, wird die Betreuung alter und kranker Menschen immer komplexer – und eine fachspezifische und umfassende Ausbildung immer wichtiger. Der Wissenschaftsrat (WR), das wichtigste wissenschaftspolitische Beratungsgremium in Deutschland, fordert explizit die Befähigung zur wissenschaftlichen Reflexion, zur Evidenzprüfung und Anpassung des professionellen Handelns und weist darauf hin, dass es sich hierbei um „akademische Kompetenzen“ handelt, die auch „an einer Hochschule erworben werden sollten“.

Seit 2009 studierbar: das Pflege dual-Studium an der KSH

Dass sich das Berufsfeld akademisiert, zeigt die Zahl an Pflege-Studiengängen bundesweit: in 2016 boten bereits 78 Universitäten, Fachhochschulen und Akademien ein Pflege-Studium an. Das Angebot umfasste in diesem Jahr insgesamt 149 Pflege-Studiengänge, rund 50 davon qualifizieren für die patientennahe Versorgung. Eine „Schwemme überqualifizierter Arbeitskräfte“, die in anderen Berufssparten gelegentlich diskutiert und befürchtet wird, kann daraus allerdings noch lange nicht hervorgehen. Die KSH hat mit der akademischen Ausbildung von Pflegefachpersonal bereits 1995 begonnen und nahm dadurch eine Vorreiterposition ein: Mit „Pflegermanagement“ führte die Hochschule für angewandte Wissenschaften den ersten Diplom-Pflegestudiengang im Bundesland Bayern ein, der 2005 durch ein Bachelorstudium abgelöst wurde. Seitdem hat sie ihr Studienangebot im Fachbereich Pflege diversifiziert und auch um Masterstudiengänge erweitert. Seit 2009 bietet die Hochschule den ausbildungsintegrierenden Studiengang Pflege dual an, dessen Studierende im Wechsel von Hochschule und Praxis ausgebildet werden.

„Unser Anspruch ist es, unsere Studierende in die Lage zu versetzen, interdisziplinär, reflektiert, eigenverantwortlich und evidenzbasiert zu arbeiten. Durch die enge Verknüpfung von Theorie und Praxis profitieren unsere Studentinnen und Studenten von aktuellen und anwendungsorientierten Erkenntnissen in der Versorgung erkrankter und pflegebedürftiger Menschen“, sagt Prof. Dr. Constanze Giese, Dekanin im Fachbereich Pflege und spricht den hohen Stellenwert an, den Teamarbeit, Werteorientierung, ethisches Verantwortungsbewusstsein und ein christliches Menschenbild in der Ausbildung einnehmen.

Eine gute Schule: die parallele Ausbildung in Theorie und Praxis

In den ersten sechs Semestern wird ausbildungsintegriert in Teilzeit studiert. In dieser Zeit lernen die Studierenden modularisiert und inhaltlich aufeinander abgestimmt an den drei Orten Hochschule, Berufsfachschule und in der Praxis. Der inhaltliche Fokus im Studium liegt in den ersten sechs Semestern auf grundlegenden Themenfeldern wie Pflegewissenschaft, Alter und Altern, Handlungsgrundlagen und -konzepte, Kommunikation und

Beratung, Geriatrische Rehabilitation, Gesundheitswissenschaften, Ethik und Anthropologie sowie Betriebswirtschaftliche Grundlagen. 2.500 Einsatzstunden sind es, die eine Studentin oder ein Student in dieser Zeit in der beruflichen Praxis zu leisten hat: „Mit dieser Anzahl an Praxisstunden verlangen wir einen hohen Einsatz von unseren Studierenden, allerdings ist es ein wesentliches Ziel von Pflege dual, die Verbindung zwischen Theorie und Praxis sicherzustellen. Der Transfer von Berufsfachschul- und Hochschulwissen in die Praxis muss gewährleistet sein“, betont Prof. Dr. Anita Hausen, Studiengangleiterin von Pflege dual. Johanna Koopmans, die im 10. Semester Pflege dual studiert und kurz vor ihrem Abschluss steht, bestätigt die zeitliche Intensität durch die verpflichtende Praxisphase, sieht darin aber auch eindeutige Vorteile: „Das Studium erforderte besonders im ersten Abschnitt viel Zeit und auch Anstrengung, das wirkt sich natürlich auch auf den privaten Bereich aus. Trotzdem bewerte ich den Studienaufbau sehr positiv, wenn es um die Verknüpfung von Theorie und Praxis geht. Ich habe gelernt, mit komplexen Sachverhalten professionell, differenziert und (selbst-)reflektiert umzugehen.“ Und auch Daniel Felber, der sein duales Studium im März 2015 abgeschlossen hat und seit zwei Jahren bei der Caritas Augsburg Betriebsträger gGmbH in einer Pflegeeinrichtung für Senioren als Assistent der Pflegedienstleistung angestellt ist, hebt in dem Kontext „die schnelle Erfassung von komplexen Zusammenhängen“ hervor und auch seinen „differenzierten Blick auf Probleme und spezifische Situationen“. „Der Workload“, sagt der ehemalige Pflege dual-Student, der seit diesem Sommer den Masterstudiengang „Management von Sozial- und Gesundheitsbetrieben“ an der KFH studiert, „war aufgrund der Dreifachbelastung Berufsschule, praktische Ausbildung und Hochschule sehr hoch, dadurch mussten wir unsere Zeit einteilen, planen und Abläufe sinnvoll strukturieren. Dies hat mich auch in meinen Managementkompetenzen deutlich vorangebracht. Gleichzeitig konnte



ich mein Basiswissen aus der praktischen Ausbildung auch immer gleich durch theoretisches Hintergrundwissen erweitern und dadurch auch neue Handlungskonzepte erarbeiten.“

Die KSH verfügt über ein solides Netzwerk an Berufsfachschulen für Altenpflege und für Gesundheits- und Krankenpflege im Großraum München, an denen die Studierenden eine Berufsausbildung absolvieren können. Johanna Koopmans, die ihre Ausbildung an der „Berufsfachschule für Krankenpflege Maria Regina“ machte und in der Zeit in 13 verschiedenen Stationen (u.a. Intensivmedizin, Onkologie, Psychiatrie, Chirurgie und Orthopädie) arbeitete, bewertet die Kooperation zwischen Hochschule und Berufsfachschule gut, „obwohl es vereinzelt in der theoretischen Ausbildung zur Doppelung von Lehrinhalten kam“. Zur Aufnahme des Studiums ist ein Ausbildungsvertrag mit einer der kooperierenden Berufsfachschulen erforderlich.



Johanna Koopmans, studiert im 10. Semester Pflege dual



Daniel Felber, duales Studium; seit zwei Jahren bei der Caritas Augsburg Betriebs-träger gGmbH in einer Pflegeeinrichtung für Senioren als Assistent der Pflegedienstleistung tätig

Die Phase 2: Der Lernort Hochschule

In der zweiten Phase wird in Vollzeit studiert. Vom 7. Semester bis einschließlich 9. Semester (bis zur Bachelorarbeit) ist die KSH der ausschließliche Lernort. Inhaltlich setzen sich die Studierenden mit Themenbereichen wie Geriatrie und Gerontopsychiatrie, Teamentwicklung, Menschenwürde, Grundrechte und Patientenrechte, Anleitung, Beratung und Schulung, Rechtliche und ökonomische Grundlagen und Praxisprojekte auseinander. Die Studieninhalte werden in Form von Methodenseminaren, Lehrvorträgen, Gruppenarbeit, Fallbearbeitungen, Skills Lab, Diskussionen, Textaufgaben etc. erarbeitet. Durch die Einrichtung eines professionell ausgestatteten Skills Lab mit Simulationspuppe „Nursing Anne“ und Videotechnik wird an der KSH mit den neuesten Lehrmethoden gearbeitet. Hier werden verschiedene Versorgungssituationen und weitere typische Arbeitssituationen wie Kommunikation und Praxisanleitung realitätsnah erprobt und analysiert.

Gut gewappnet für den Berufsalltag

„Nach ihrem Studium sind unsere Studentinnen und Studenten in vielerlei Hinsicht für den Einstieg in den Pflegeberuf gewappnet“, sagt Professorin Hausen, „sie sind sowohl im Pflegerischen als auch in der strategischen Weiterentwicklung von Pflegekonzepten ausgebildet und bereichern die Praxis somit auf unterschiedlichen Ebenen.“ Nach ihrer KSH-Berufsschule-Ausbildung sind die Studentinnen und Studenten in der Lage, die Pflege- und Unterstützungsbedarfe professionell zu erfassen und entsprechende Pflegemaßnahmen auszuwählen, durchzuführen und zu bewerten. Sie können Versorgungspfade individuell und interprofessionell gestalten, steuern und verantworten, z. B. im Rahmen von Case-Management oder Primary-Nursing-Modellen. Außerdem haben sie gelernt, sowohl Patienten als

auch Angehörige in gesundheitsbezogenen Unterstützungs- und Interventionsbedarfen fachkundig zu beraten. Sie haben eine anerkannte Ausbildung darin, Pflegefachpersonal bei komplexen Hilfeleistungssituationen anzuleiten und können Handlungskonzepte für ausgewählte Problemlagen evidenzbasiert entwickeln, methodisch und arbeitsorganisatorisch auf die jeweilige Versorgungsform ausrichten und anwenden.

Die vielseitige Vorbereitung auf den Berufsalltag bewährt sich im späteren Arbeitnehmerverhältnis. Das berufliche Arbeitsspektrum von Absolvent Daniel Felber zeigt z. B., wie verantwortungsvoll und vielschichtig die übertragenen Aufgaben sein können und wie wenig sie mit dem vermeintlichen „Handlanger im medizinischen Betrieb“ zu tun haben. „Ich bin mit der Durchführung von Pflegevisiten betraut“, fasst er zusammen, „plane und führe Fort- und Weiterbildungen durch, übernehme die Beratung von pflegebedürftigen Menschen und Angehörigen und auch Aufgaben, die seitens der zentralen Geschäftsstelle anfallen, wie z. B. das Entwickeln standardisierter Dokumente zur Durchführung von Pflegevisiten.“ Doch nicht nur Pflegeeinrichtungen, auch Kliniken zeigen sich zunehmend aufgeschlossen, wenn es um die Einbindung akademischer Pflegefachkräfte geht: „Es bestehen bereits verschiedenste Modelle, um Akademiker einzubinden, etwa in Form von Projektarbeiten oder in der Anbindung von direkter Patientenversorgung an pflegewissenschaftliches Arbeiten“, sagt Studentin Johanna Koopmans.

Alleinstellungsmerkmal in der Gerontologie und in der Praxisanleitung

Pflege dual-Studierende der KSH verlassen ihre Hochschule nicht nur mit einem „Bachelor of Science“, sie schließen auch mit Weiterbildungsanerkennungen ab. Aufgrund der inhaltlichen Schwerpunktsetzungen in den Bereichen Gerontologie sowie Kommunikation und Beratung er-

werben die Studierenden mit dem Studienabschluss zusätzlich die Anerkennung als „Fachkraft für Gerontopsychiatrische Pflege“ gemäß § 16 der Ausführungsverordnung zum Pflege- und Wohnqualitätsgesetz (AV-PfleWoqG) und als Praxisanleitung in der Altenpflege bzw. in der Gesundheit- und Krankenpflege. Hier hat die Hochschule im Bundesland Bayern noch immer eine Alleinstellung, die von den Studierenden als Aufwertung ihrer Berufschancen im Bereich der Altenpflege gedeutet wird.

In der Bilanz bewerten sowohl Johanna Koopmans als auch Daniel Felber ihr Studium sehr positiv, beide konnten ihren Blickwinkel erweitern, ihr reflektiertes Denken schulen und Kompetenzen im Teamwork, in der Kommunikation und im ethischen Verantwortungsbewusstsein aufbauen. Auf die Frage, welche Studienbestandteile ihres Erachtens ausbaufähig sind, fallen unter anderem Begriffe wie „unterschiedliche Ansprüche im wissenschaftlichen Arbeiten in der ersten und zweiten Studienphase“, „Themenintensität“ und der „Ausbau von Projektarbeit“. Doch hier steht die Hochschule traditionell mit ihren Studierenden und Absolventen in Verbindung. „Rückmeldungen zur Curricula werden sehr ernst genommen und gemeinsam mit der Praxis auf ihre Umsetzbarkeit geprüft“, sagt Prof. Dr. Anita Hausen. So wurde z. B. aufgrund von den Rückmeldungen der Studierenden und weiteren Evaluationsergebnissen das Lehrangebot im Bereich der Pflegeforschung in den letzten Jahren ausdifferenziert und intensiviert. Seit 2009 sind es jährlich 60 Studierende, die sich für das duale Studium an der KFH immatrikulieren, die ersten Kohorten sind unlängst erfolgreich in den Beruf eingemündet.

Beitrag: Sibylle Thiede, Stand Juli 2017



Michaela Weber, Bereichsleiterin Pflege/Service/Marketing CAB Caritas Augsburg Betriebsträger gGmbH

„Wir, die CAB Caritas Augsburg Betriebsträger gGmbH sind verantwortlich für 14 Caritas-Seniorenzentren in der Diözese Augsburg. Selbstredend ist unser Kerngeschäft die Pflege. Wir sind sehr dankbar um den Studiengang Pflege dual. War in den vergangenen Jahren die Alten- und Krankenpflege schwerpunktmäßig im Fokus von SchulabgängerInnen der Realschule bzw.

der Mittelschule mit Quali, erreicht der Studiengang Pflege dual nun auch junge Menschen, die das Abitur absolviert haben. Dass mit dem Studiengang gleichzeitig eine Berufsausbildung absolviert und dabei auch Zusatzqualifikationen wie Fachkraft Gerontopsychiatrische Pflege und PraxisanleiterIn erworben werden, ist für die Studierenden sehr attraktiv. Im Rahmen ihrer Studienzeit sind sie gleichzeitig auf hohem Niveau gefordert, sich wissenschaftlich mit dem, was sie in der Praxis vorfinden, auseinanderzusetzen und die Prozesse aus der Metaebene zu betrachten.

Auf dieser Grundlage sind die AbsolventInnen des Studiengangs Pflege dual in der Regel in der Lage, nicht nur pflegefachliche Einschätzungen zu treffen, sondern Prozesse in der Pflege zu analysieren und darüber hinaus auch zur Qualitätssicherung in vielen Bereichen beizutragen. In unserem Einrichtungsverbund werden die AbsolventInnen schwerpunktmäßig als AssistentInnen unserer PflegedienstleiterInnen eingesetzt. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit ist sehr bewohnernah. Sie sind AnsprechpartnerInnen für komplexe Pflegesituationen, regen Fallbesprechungen an und moderieren diese, führen Pflegevisiten durch und initiieren weitere Maßnahmen, die zur Verbesserung der Ergebnisqualität und Lebensqualität der einzelnen BewohnerInnen führen sollen. Weiter sind sie häufig für die Inhalte der Sozialen Betreuung zuständig, planen Einzel- und Gruppenangebote, erstellen die Betreuungspläne und führen Besprechungen mit den BetreuungshelferInnen durch. Sie begleiten neue MitarbeiterInnen, leiten diese an. Häufig sind sie auch AnsprechpartnerInnen für die Fachkräfte in der Pflege im Zusammenhang mit der Evaluation der Pflegedokumentation und der pflegerischen Situation. Sie nehmen an Besprechungen mit den Wohngruppenleitungen teil und bearbeiten Arbeitsaufträge, die daraus entstehen. Auch Fortbildungen für die Zielgruppe Fachkräfte und andere MitarbeiterInnen in der Pflege werden durch sie durchgeführt.

Für die CAB stellen die AbsolventInnen des Studiengangs Pflege dual wertvolle Fachkräfte dar. Sie unterstützen die Pflegedienstleitungen maßgeblich und tragen erheblich zur Qualitätssicherung bei. Insbesondere ist für uns als Träger interessant, über diesen Weg – in Zeiten von Fachkräftemangel – Fachkräfte rekrutieren zu können. Durch unser Nachwuchsförderungsprogramm entsteht eine Win-win-Situation. Die Pflege dual-AbsolventInnen vertiefen sich in pflegerische Sachverhalte und können ihr Wissen in der Praxis einbringen und dabei Berufserfahrung sammeln. Für die CAB stellen diese MitarbeiterInnen potentielle Fachkräfte in leitenden Funktionen wie Pflegedienstleitung, Wohngruppenleitung dar. Auch die Mitarbeit im Bereich Pflege der Geschäftsstelle ist für diese Personengruppe ein interessantes Einsatzfeld.“

BEFAS geht in die zweite Modellphase

Das Modellprojekt „BEFAS“ befindet sich in seiner zweiten Modellphase. Das Studium für Personen mit ausländischem Bildungsabschluss im pädagogischen Bereich erfreut sich einer hohen Nachfrage. Gegenüber dem regulären Studienverlauf verkürzt sich das Studium „Bildung und Erziehung im Kindesalter“ für die Zielgruppe erheblich, da mitgebrachte hochschulische und auch außerhochschulische Leistungen angerechnet werden können. Die KSH strebt eine Verstetigung des Angebots an.

Der Bedarf an Fachkräften in Kindertageseinrichtungen, besonders in städtischen Ballungsgebieten, ist in den vergangenen Jahren stark angestiegen. Um diesem Bedarf zu begegnen, haben bereits mehrere Kita-Träger und -Verbände spezielle Angebote zur Gewinnung und (Weiter-)Qualifizierung von Fachpersonal entwickelt. Auch die Landeshauptstadt München als einer der größten Kita-Träger in Deutschland suchte nach Möglichkeiten, um dieser Entwicklung in der fachkundigen Kinderbetreuung zu begegnen, indem sie die KSH als Kooperationspartner für eine Qualifizierungsmaßnahme von Frauen und Männern mit ausländischen Bildungsabschlüssen anfragte. Mit „BEFAS“ legte die Hochschule in 2013 ein innovatives Programm auf, das sich an Personen richtet, die im Ausland erfolgreich ein Studium im Bereich der Kindheitspädagogik, Schulpädagogik (Primär- oder

Sekundarstufe), Sozialpädagogik, allgemeinen Pädagogik und Entwicklungspsychologie (oder Vergleichbares) absolviert haben. In einem viersemestrigen berufsbegleitenden Angleichungsstudium kann somit der Bachelorstudiengang „Bildung und Erziehung im Kindesalter“ erworben werden, dessen Absolventinnen und Absolventen des BEFAS-Programms danach berechtigt sind, die Berufsbezeichnung „staatlich anerkannte Kindheitspädagogin“ bzw. „staatlich anerkannter Kindheitspädagoge“ zu führen und als pädagogische Fachkraft tätig zu werden.

Die BEFAS-Studierenden kommen überwiegend aus Osteuropa, Spanien, Griechenland, aber auch aus außereuropäischen Ländern wie Kolumbien, Brasilien und Chile. Sie bringen oftmals umfangreiche Kompetenzen mit, aufgrund der landesrechtlichen Bedingungen bzw. der spezifischen Anfor-

derungen des Bayerischen Bildungs- und Erziehungsplans ist eine berufliche Einmündung der Personen mit ausländischen Studienabschlüssen auf Fachkraft-Niveau ohne Nachqualifizierung jedoch nahezu unmöglich. Erst die Studien zur Kindheitspädagogin bzw. zum Kindheitspädagogen ermöglichen einen erfolgreichen Berufseinstieg: „Nach ihrem Studienabschluss an unserer Hochschule sind die BEFAS-Studierenden nicht nur für die pädagogische Arbeit mit Kindern, sondern auch für sondern auch für die Praxisanleitung in Kindertageseinrichtungen sowie für Funktions- und Leitungsstellen qualifiziert“, erklärt Prof. Dr. Helga Schneider. Die ausländischen Studentinnen und Studenten betrachten das Angebot als große Chance für ihre berufliche Integration in Deutschland. „Sie gehen hochmotiviert an ihre Studien heran und sind dabei genauso erfolgreich wie die regulären Studierenden der Kindheitspädagogik und sie sind in der Praxis willkommen. Denn durch das Studium in wissenschaftlichen und praktischen Bereichen, die nicht Bestandteil des Erststudiums waren, münden hochqualifizierte Fachkräfte in das Arbeitsfeld ein.“ Aufgrund der berufsbegleitenden Anlage des BEFAS-Programms haben die Absolventinnen und Absolventen nach dem Studienabschluss auch bereits zwei Jahre Praxiserfahrung in Kindertageseinrichtungen gesammelt – eine optimale Verknüpfung.

Die Verstetigung von BEFAS wird weiterhin von der Hochschule angestrebt

Die Projektphase 1 startete im Oktober 2013 und wurde durch die Landeshauptstadt München voll finanziert. Mittlerweile ist BEFAS in die zweite Modellphase eingemündet und obliegt einer Mischfinanzierung durch die beiden Projektpartner Landeshauptstadt München und MigraNet, dem IQ Landesnetzwerk Bayern. MigraNet ist Teil des Förderprogramms „Integration durch Qualifizierung“ und zielt auf die nachhaltige Verbesserung der Arbeitsmarktintegration von Erwachsenen mit Migrationshintergrund ab. Das Programm wird aus Mitteln des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales (BMAS) und des Europäischen Sozialfonds (ESF) gefördert. Prof. Dr. Schneider spricht hier von einer „herausfordernden Finanzierung“ für die Kontinuität des Bildungsangebots BEFAS, da die Gelder auch im zweiten Durchlauf nur für einen begrenzten Zeitraum zur Verfügung gestellt werden. „Vor dem aktuellen Hintergrund der Zuwanderung haben wir als Hochschule eine besondere Profilbildung und Kompetenz auf dem Gebiet der Förderung von Menschen mit Migrationshintergrund und der Verwendung ausländischer Bildungsnachweise erreicht. Wir erfahren hier einen sehr hohen Zuspruch von außen und streben auch deshalb die Fortsetzung und Verstetigung der BEFAS-Studien für Personen mit ausländischen Hochschulabschlüssen an“, sagt die Professorin in diesem Kontext. Mit Start der zweiten Modellphase, die bis 2018 dauert, wurde mit Prof. Dr. Tina Friederich die BEFAS-Projektleitung neu besetzt. Prof. Friederich wurde im April dieses Jahres an den Fachbereich Soziale Arbeit München berufen.



Bildquelle: onebink1/Adobe Stock

Ein Gewinn für die Kindheitspädagogik: die Kooperation mit der Moskauer Staatlichen Landesuniversität (MGOU)

In 2015 unterzeichneten die KSH und die Staatliche Landesuniversität Moskau (MGOU) eine gemeinsame Kooperationsvereinbarung im Bereich „Bildung und Erziehung im Kindesalter“, die sich seither nicht nur bewährt, sondern in beidseitigem Interesse weiter ausgebaut wird.

Die Vereinbarung, die im Dezember 2015 in Kraft gesetzt wurde, hat eine Zusammenarbeit der beiden Hochschulen im Bereich der Kindheitspädagogik zum Inhalt. Im Mittelpunkt steht der Austausch von Studierenden, indem Lehrveranstaltungen zugänglich gemacht und auch Praxisbesuche und Hospitationen in Kindertageseinrichtungen ermöglicht werden. Darüber hinaus können Studierende, die in ihrer wissenschaftlichen Abschlussarbeit international vergleichende Perspektiven einbeziehen wollen, künftig von der Kooperation profitieren. Es dauerte dann auch nur wenige Monate, bis sich die ersten Studentinnen an der KSH für einen Aufenthalt an der Partneruniversität entschieden. Im September 2016 reisten Krista Beer, Tanja Griesbeck und Natalia Moskalenko in die russische Hauptstadt, um an der MGOU für fünf Tage an Vorlesungen zur Entwicklungspsychologie und Vorschulbildung teilzunehmen sowie zwei Kindergärten zu besuchen. Sprachliche Hürden mussten sie dabei nicht nehmen, dafür sorgte die professionelle Übersetzung vom Russischen ins Deutsche, die von der Universität organisiert wurde. Und auch die KSH durfte bereits im ersten Jahr nach Abschluss der Kooperationsvereinbarung die ersten Studierenden aus Moskau willkommen heißen. Auf dem Programm der Studierenden und der Dozentin, die für eine Woche in

Deutschland hospitierten, stand unter anderem der Besuch von drei Kindertageseinrichtungen mit Begleitkonferenz. Der positive Verlauf der Kooperation und das rege Interesse der Studierenden veranlassten die VertreterInnen beider Hochschulen, einen zweiten Durchgang zu planen. Im Dezember 2016 besuchte eine Delegation der MGOU, darunter Rektor Prof. Dr. Pavel Khromenkov, die KSH an ihrem Standort in München. In dem Gespräch mit der KSH, vertreten durch Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank, Prof. Dr. Andreas Schwarz, Dekan Soziale Arbeit München und Prof. Dr. Helga Schneider, Studiengangsleitung von Bildung und Erziehung im Kindesalter ging es um weitere Perspektiven in der Kooperation. Beide Seiten bekräftigten an diesem Tag, dass sie diese im Bereich der Kindheitspädagogik fortsetzen wollen. Im Mai 2017 kamen Studierende, Kita-Leitungen und eine Dozentin der MGOU für einen viertägigen Studienaufenthalt an die KSH. Die wissenschaftliche Leitung des Besuchsprogramms, das neben Vorträgen und Campusführung, den Besuch mehrere Kindertageseinrichtungen (darunter auch der städtische Altstadt-Kindergarten in Regensburg) und des Staatsinstituts für Frühpädagogik vorsah, übernahmen Prof. Dr. Helga Schneider und Dr. Bernhard Nagel vom Staatsinstitut für Frühpädagogik München.

Mit positivem Ergebnis: die Online-Befragung der IBS-Absolvierenden im August 2017



Das Weiterbildungsstudium Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern (IBS) bietet seit 3 Jahren eine Lösung zum Problem der Integration am Arbeitsmarkt von SozialpädagogInnen mit ausländischem Abschluss, die in Bayern eine qualifikationsadäquate Arbeitsstelle finden möchten. Trotz Fachkräftemangel in dem Bereich ist der Zugang ohne staatliche Anerkennung zu einer Stelle der Sozialen Arbeit sehr schwierig.

Das einjährige staatlich anerkannte Weiterbildungsstudium im Sinne des Bayerischen Sozial- und Kindheitspädagogengesetz (BaySozKiPädG) und der zugehörigen Ausführungsverordnung (AVBaySozKiPädG) besteht aus bis zu fünf Modulen, die je nach Ausgleichsbedarf der Antragsstellenden besucht und mit Leistungsnachweisen abgeschlossen werden müssen, um die staatliche Anerkennung zu erreichen. Nach Erfolg des Studiums erhält die Acker-

nungsstelle in Würzburg die Abschlusszertifikate der KSH und spricht dann die staatliche Anerkennung der Absolvierenden aus. Von Juli 2015 bis Juli 2017 hat das Weiterbildungsstudium an der KSH über 100 Alumni den Weg zur staatlichen Anerkennung geschaffen. Darüber wurde im August 2017 eine Befragung durchgeführt, mit dem Ziel, Kenntnisse über die Zufriedenheitsquote sowie den Erfolg der Berufseinmündung nach Erwerb der staatlichen Anerkennung zu erhalten.

„Nur mit diesem qualifizierten Abschluss ist eine erfolgreiche berufliche Zukunft in diesem Beruf möglich“

Die Onlinebefragung richtete sich an Absolvierende des IBS zwischen Juli 2015 und März 2017 (n=89) und hatte eine Rücklaufquote von knapp 24 % vollständig ausgefüllter und 1 % unvollständig ausgefüllter Fragebögen. Eines der zentralen Ergebnisse der Erhebung ist die Zufriedenheit aller Befragten, die das Internationale Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern „auf jeden Fall“ weiterempfehlen würden, um die staatliche Anerkennung ihrer ausländischen Berufsqualifikationen zu erreichen. Gründe für die Weiterempfehlung seien die deutliche Verbesserung der Aussichten am Arbeitsmarkt sowie die Erhöhung der Vergütung nach dem IBS. Hervorgehoben wurden auch das große Engagement der ProfessorInnen und die Möglichkeit, im Rahmen des Weiterbildungsstudiums neues Wissen zu erwerben. Im offenen Antwortbereich des Fragebogens wurden beispielweise folgende Aussagen getroffen:

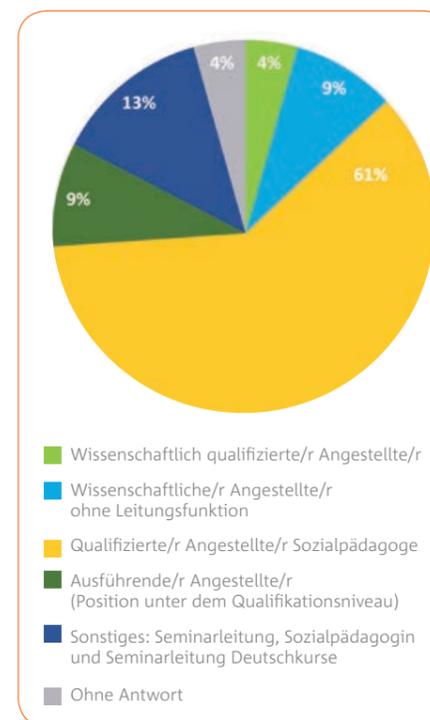
„Nur mit diesem qualifizierten Abschluss ist eine erfolgreiche berufliche Zukunft in diesem Beruf möglich“ oder „Mit der Anerkennung öffnen sich Türen“.

Seit Beginn der Maßnahme im Jahr 2014 haben über 100 Studierende aus unterschiedlichen Ausbildungsländern sowie Nationalitäten das IBS absolviert. Zu den fünf Modulen gehören Fachspracheneinheiten, die in Kooperation mit der Münchner Volkshochschule (MVHS) angeboten werden und im offenen Antwortbereich von den Befragten ebenfalls positiv bewertet wurden. Für die Zulassung zum Studium ist neben einem entsprechenden Bescheid der Anerkennungsstelle in Würzburg ein B2-Sprachniveau Voraussetzung; die fachsprachlichen Studien gehen von diesem Sprachniveau aus und bewegen sich inhaltlich im Bereich der C-Niveaus; die Leistungsnachweise der Module entsprechen in ihrem Niveau dem inländischen Bachelorstudium.

Als Teilprojekt des Förderprogramms „Integration durch Qualifizierung“ wird das IBS durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales sowie den Europäischen Sozialfonds gefördert. Das IBS ist der einzige Anerkennungslehrgang für SozialpädagogInnen in ganz Bayern und in ganz Deutschland der erste in diesem Format, der im Rahmen eines Weiterbildungsstudiums stattfindet. Das Weiterbildungsstudium ist landesweit anerkannt, demzufolge kommen viele Studierende aus den verschiedenen Teilen Bayerns. Im Online-Fragebogen wurde unter dem Themenpunkt „Wünsche“ einmal die „finanzielle und familiäre Belastung“ angegeben, die in Verbindung mit Fahrtkosten als auch Unterbringungskosten entsteht.

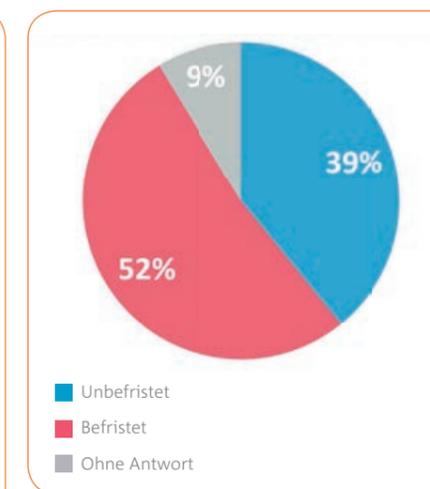
87 % der Befragten haben nach dem IBS eine qualifikationsadäquate Arbeitsstelle gefunden

Nahezu alle Befragten haben nach dem IBS bzw. nach Erwerb der staatlichen Anerkennung eine neue Stelle in Bayern gefunden. 74 % von ihnen konnten während und bis zu einem Monat nach Abschluss des Studiums ihre erste qualifikationsadäquate Erwerbstätigkeit antreten. Die erste berufliche Stellung nach dem IBS war für 61 % der Befragten eine qualifizierte Stelle als Sozialpädagogin bzw. Sozialpädagoge, neben anderen Tätigkeiten wie zum Beispiel Verwaltung (26 %).



Art der ersten Erwerbstätigkeit nach dem IBS

Das Vertragsverhältnis bei der ersten Anstellung ist zu 52 % befristet und zu 39 % unbefristet. Aus den Befristungsgründen lässt sich ableiten, dass – neben der Mutterschutz-/Elternzeitvertretung und der projektbezogenen Befristung – Vertragsbefristung den Standard bei Neueinstellungen darstellen. Knapp 83 % der Befragten schreiben dem Erwerb der staatlichen Anerkennung ihre erste Stellenbesetzung zu. Darüber hinaus werden berufliche Erfahrung, persönliche Kontakte und Fremdsprachenkenntnisse als wichtige Faktoren betrachtet.



Fazit

Der Übergang zu einem qualifikationsadäquaten Berufseinstieg nach dem Weiterbildungsstudium Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern gelingt fast allen Befragten. Die vollständige Zufriedenheit mit dem IBS ist ein Aushängeschild für die KSH, die als Pionierin sowohl in Bayern als auch in Deutschland mit dem Angebot spezifischer akademischer Anpassungsmaßnahmen auf Hochschulniveau vorangeht.

Beitrag: Carolina Espitia Gascon

Weitere Informationen

zum Weiterbildungsstudium:

Carolina Espitia Gascon
Projektleitung
Telefon: +49 89 48092-1409/-1420
carolina.espitiagascon@ksh-m.de

Auszeichnung

Das Weiterbildungsstudium wurde Anfang des Jahres zusammen mit fünf anderen Teilprojekten deutschlandweit als Good-Practice-Modell ausgezeichnet. Die Good-Practice-Modelle erfüllen dabei die Kategorien Transferfähigkeit, Innovation, Nachhaltigkeit und Effizienz in besonderer Weise. Im Juni 2017 war das IBS mit einem Poster bei der „EASSW-UNAFORIS European Conference“ vertreten. Diese internationale Konferenz für Soziale wählte unser Weiterbildungsstudium aus 500 eingereichten Abstracts zur Präsentation aus. Mit nachstehendem Poster wurde das Projekt, welches weltweit ein einzigartiges Format hat, einem internationalen Fachpublikum vorgestellt.

Wissenschaftliche Weiterbildung „Angewandte Gerontologie – Schwerpunkt Gesundheit, Case Management und Planung (CAS)“

Das Thema Älterwerden ist und bleibt eines der zentralen Themen unserer Zukunft. Wie ist es möglich, auf die individuellen Bedarfe älter werdender Menschen einzugehen und ihnen dabei ein weitgehend selbstbestimmtes und partizipatives Leben zu ermöglichen? Die wissenschaftliche Weiterbildung „Angewandte Gerontologie“ mit den Schwerpunkten Gesundheit, Case Management und Planung, die ab März 2018 an der KSH angeboten wird, befähigt ihre TeilnehmerInnen, innovative und auf Prävention, Partizipation sowie Teilhabe ausgerichtete Konzepte zu entwickeln, neue Angebote in der Altenhilfe zu etablieren und deren gesellschaftlichen Nutzen zu evaluieren. Das gerontologische Zertifikat soll, so die aktuelle Planung, modularer Bestandteil eines Verbundprojektes werden, das zum Masterabschluss führt und sich aus zwei wissenschaftlichen Weiterbildungen in der Gerontologie und einem Master-Abschlussmodul zusammensetzt.

Verantwortliche auf unterschiedlichen kommunalen Ebenen und in sozialen Einrichtungen stehen vor der Aufgabe, mit veränderten gesellschaftlichen, gesetzlichen und institutionellen Bedingungen in der Gesundheitsförderung, der Versorgung und Teilhabe umzugehen und hier in die Zukunft hinein gestaltend zu wirken. Mit Einführung der wissenschaftlichen Weiterbildung „Angewandte Gerontologie – Schwerpunkt Gesundheit, Case Management und Planung“ am IF leistet die KSH einen Beitrag in der qualifizierten Aus- und Weiterbildung von Fachkräften, die aufgrund ihrer Expertise in der Lage sind, sich diesen Herausforderungen zu stellen. Die spezifischen gerontologischen Fachkenntnisse, die im Rahmen der wissenschaftlichen Weiterbildung erworben werden, befähigen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, theorie- und methodengeleitet auf die verschiedensten Anforderungen an den Schnittstellen der Sozial- und Teilhabeplanung, der fachspezifischen und partizipativen Versorgung und Hilfe einzugehen und Angebote für ein gesundes und selbstbestimmtes Älterwerden innovativ (weiter-) zu entwickeln.

Die Weiterbildung unter der Leitung von Prof. Dr. Martina Wolfinger, Gerontologin und Professorin für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit am Campus Benediktbeuern, vermittelt theoretische und praktische Kompetenzen für das Zukunftsthema Älterwerden von Menschen mit speziellem Unterstützungsbedarf im städtischen und ländlichen Raum, indem sie die Ressourcen, Unterstützungsbedarfe und Partizipationsmöglichkeiten im Sozialraum von älteren Menschen mit psychischen, chronischen Erkrankungen, Behinderungen etc. besonders in den Blick nimmt. Die fachlichen Inhalte und Schwerpunkte greifen dabei stets aktuelle Problemstellungen und Herausforderungen auf, die Herangehensweise ist wissenschaftlich fundiert: „Wir legen sehr viel Wert auf die wissenschaftliche Ausrichtung unseres neuen Weiterbildungsformats. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse und Forschungsprojekte im Bereich der Gerontologie stehen im

Fokus und werden – vor dem Hintergrund einer innovativen und partizipativen Umsetzung in den gerontologischen Arbeitsfeldern – mit unseren (inter-)nationalen, wissenschaftlich und praktisch erfahrenen DozentInnen diskutiert. Gleichzeitig bieten wir durch pädagogische Begleitseminare Raum für persönliche Reflexion, Austausch und Entwicklung einer professionellen Haltung“, erklärt die Professorin. Im Rahmen der Weiterbildung erfolgt darüber hinaus die begleitete Entwicklung, Erprobung und Evaluation eines konkreten, für die eigene Praxis relevanten Forschungs- bzw. Entwicklungsprojektes. „Die verschiedenen Anfragen von Interessierten und ArbeitgeberInnen haben uns auch verdeutlicht, wie wichtig der praktische Nutzen einer solchen wissenschaftlichen Weiterbildung ist. Dazu zählt auch die Entwicklung und Durchführung eines innovativen Projektes, das bei einer Arbeitgeberin oder einem Arbeitgeber verankert sein kann und durch DozentInnen der Weiterbildung begleitet werden“, erklärt Professorin Wolfinger.

Ziele und Inhalte der Wissenschaftlichen Weiterbildung

Die TeilnehmerInnen erwerben das erforderliche Wissen und die zugehörigen Fähigkeiten und Fertigkeiten, um

- innovative und auf Prävention, Partizipation sowie Teilhabe ausgerichtete Konzepte in verschiedenen Feldern der Altenarbeit/Altenhilfe passgenau (weiter-) zu entwickeln, die Bedarfe mit Mitteln der Sozialplanung zu eruieren, dazu erforderliche Gelder zu akquirieren und die Umsetzung zu gestalten;
- die älteren Menschen (hierzu zählen vor allem auch älter werdende Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen) an der auf Prävention, Teilhabe und Versorgung ausgerichteten Angebotsentwicklung und -gestaltung zu beteiligen;
- die Teilhabe vor Ort, also im Quartier bzw. im Sozialraum zu sichern. Dazu werden vor allem kreative (musikalische und bewegungsorientierte) Methoden und Methoden des Case Managements sowie

- des Sozialraummanagements und Netzwerkmanagements vermittelt;
- den gesellschaftlichen (institutionellen/individuellen) Nutzen zu evaluieren.

Die Wissenschaftliche Weiterbildung umfasst vier Module (Allgemeine und spezielle Gerontologie; Methoden der Gerontologie; Innovative Versorgung, Teilhabe-, Gesundheitsförderung und Partizipation; Forschungs- und Entwicklungsprojekt). Es werden Themen und Inhalte zu Gesundheit, Case Management und Planung vermittelt. Jedes Modul wird entsprechend abgeprüft. Die wissenschaftliche Weiterbildung „Angewandte Gerontologie – Schwerpunkt Gesundheit, Case Management und Planung“ an der KSH schließt ab mit dem Zertifikat „CAS Gerontologe/CAS Gerontologin“. Das Kürzel CAS steht für Certificate of Advanced Studies und ist mit 30 Credit Points hinterlegt. Das Einvernehmen mit dem Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst ist seit dem 30.05.2017 hergestellt und zur Qualitätssicherung wird die Zertifizierung der Weiterbildung durch eine anerkannte Akkreditierungsagentur beantragt.

Nutzen für die Wissenschaftliche Weiterqualifikation: Weiterbildung als Teil des Verbundprojektes Master angewandte Gerontologie

Im Anschluss an das Weiterbildungszertifikat, so die derzeitige Planung, kann der „Masterabschluss im Verbund“ angestrebt werden. Diese Zertifikats-Anbindung an einen Masterstudiengang im Verbund von drei Hochschulen ist ein innovatives Projektziel und wird ein Alleinstellungsmerkmal in der Bildungslandschaft sein: „Aktuell gibt es 15 Hochschulen in Deutschland, die alternsbezogene Masterstudiengänge anbieten. Es gibt auch Zertifikatskurse, die von Hochschulen angeboten werden, jedoch sind diese nicht in jedem Fall eingebunden in ein Gesamtkonzept“, sagt Prof. Dr. Martina Wolfinger.

Das anvisierte Projekt „Masterabschluss im Verbund“ zielt darauf ab, dass AbsolventInnen der wissenschaftlichen Weiterbildung an der KSH aus weiteren wissenschaftlichen Weiterbildungen mit entsprechenden Qualitätsstandards auswählen können. Diese bieten die Hochschule Mannheim und



Musik als pädagogisches Medium: Die neue Musikpädagogische Zusatzausbildung MUZA

Katholische Hochschule Freiburg an. Bei entsprechenden Qualifikationsvoraussetzungen können die Absolventinnen und Absolventen mit dem Baukastensystem 2 aus 3 Weiterbildungen ihr eigenes fachliches Profil gestalten. Am Ende sollen sie die Möglichkeit erhalten den Masterabschluss „Angewandte Gerontologie (M.A.)“ an der Katholischen Hochschule Freiburg zu erreichen. Dieses Baukastensystem und die Verzahnung von beruflicher, wissenschaftlicher und akademischer Weiterbildung werden im Moment im Verbundprojekt entwickelt.

Die Gerontologie – ein wachsendes Berufs- und Arbeitsfeld

Wer sich für die wissenschaftliche Weiterbildung entscheidet, der entscheidet sich für einen wachsenden Arbeitsmarkt. Die Gerontologie, als theorie- und methodengeleitetes Arbeiten mit älteren Menschen, aufbauend auf aktuellen sozialwissenschaftlichen und interdisziplinären Erkenntnissen zum gesellschaftlichen und individuellen Alterungsprozess, ist ein immer größer werdendes Berufs- und Arbeitsfeld. „In der Praxis zeichnen sich ganz klar Fachkraftbedarfe ab, die Vorzeichen für eine berufliche Neuorientierung oder auch eine Weiterentwicklung mit Abschluss der Weiterbildung stehen sehr gut“, betont Prof. Dr. Martina Wolfinger. Um zur nachhaltigen Positionierung und Integration der AbsolventInnen auf dem Arbeitsmarkt beizutragen, pflegt die KSH intensive Kooperationen mit entsprechenden PraxispartnerInnen und MultiplikatorInnen. Der Abschluss „CAS Gerontologie/CAS Gerontologie“ bedeutet ein Kompetenzzuwachs in der aktuellen Position, „hieraus ergeben sich gegebenenfalls auch Möglichkeiten einer neuen beruflichen Orientierung oder eines Positionswechsels.“ Weiterhin findet durch die Weiterqualifizierung im Bereich der Gerontologie auch eine Vernetzung mit Fachleuten oder Institutionen in der Region, deutschlandweit sowie international und mit Fachgesellschaften statt.

Dauer der Weiterbildung

Die Weiterbildung dauert drei Semester. Die Lehrveranstaltungen finden an zwölf Wochenendterminen (jeweils von Donnerstagmittag bis Samstagmittag) überwiegend am Campus Benediktbeuern statt. Einzelne Tagungseinheiten erfolgen am Campus München sowie als Exkursion.

Kosten der Weiterbildung

Die Teilnahme kostet 3.900 Euro. Dazu kommen Prüfungsgebühren von 300 Euro. Das Zertifikat kann in drei Raten à 1.400 Euro bezahlt werden. Daneben fallen Kosten für Fahrt und Übernachtung an, die von jedem Teilnehmenden selbst zu tragen sind. Liegen die entsprechenden individuellen Voraussetzungen vor, kann ein Bildungsgutschein der Agentur für Arbeit beantragt werden. Über weitere Möglichkeiten der Förderung informiert die Leitung der Weiterbildung die Interessierten in individuellen Beratungsgesprächen.

Konkrete **Informationen** zur Bewerbung und weitere Infos finden sich auf der KSH-Homepage www.ksh-muenchen.de.



Seit dem Wintersemester 2016/17 wird am Hochschulstandort Benediktbeuern die Musikpädagogische Zusatzausbildung MUZA angeboten. „MUZA“ ist studienbegleitend aufgebaut und richtet sich an Studierende der Bachelorstudiengänge „Soziale Arbeit“ und „Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit.“ Das Studienangebot wurde bereits in seinem ersten Durchlauf sehr gut angenommen: Die Hochschule zählte über 70 Bewerbungen, mit 18 Studierenden startete der erste Ausbildungsgang. Zeitgleich zur Einführung von MUZA wurde als Teil des MusikMedienZentrums ein Musikstudio mit hochmoderner Ton- und Aufnahmetechnik eingerichtet, das als Probe- und Aufführungsraum genutzt werden kann.

Im Musikstudio v. l. n. r.: Fabian Gierscher (Referent im MusikMedienZentrum), Laura Giacalone, Marcus Kolm; durch das Studiofenster: Lisa Kleine-Klefmann, Julius Jonczyk, Anna Greimel

Musik überwindet Grenzen. Ob bei Großkonzerten, Auftritten kleinerer Ensembles, Sessions, spontanen Musikaufführungen oder einfach aus dem Radio: Musik erreicht alle Menschen. „Musik“, erklärt Prof. Dr. Christine Plahl, „verbindet Menschen aller Lebensalter, kann Menschen unterschiedlicher Kulturen integrieren und eignet sich so hervorragend für generationsübergreifende und inklusive Projekte. Mit dem Angebot der neuen Musikpädagogischen Zusatzausbildung MUZA trägt die Hochschule dazu bei, dass Musik zu einem wesentlichen Bestandteil in den vielfältigen Handlungsfeldern von Religionspädagogik und kirchlicher Bildungsarbeit wie auch in der Sozialen Arbeit werden kann.“ Die KSH-Professorin für Psychologie ist Musiktherapeutin, Psychologische Psychotherapeutin und Rhythustrainerin und leitet die Zusatzausbildung, in der Musik als elementares Ausdrucks- und Gestaltungsmedium vermittelt wird für die interkulturelle und interreligiöse Bildungsarbeit, für Integration, Inklusion, Partizipation und Prävention. Um den MUZA-Studierenden das reiche Spektrum an pädagogischen

Anwendungsmöglichkeiten von Musik zu eröffnen, werden theoretische Grundlagen und musikpädagogische Praxis miteinander kombiniert. Die Zusatzausbildung ist modular aufgebaut, einige Module sind bereits in die beiden Bachelorstudiengänge integriert, andere werden zusätzlich studiert. Neben der Auseinandersetzung mit der spirituellen Dimension, der kulturellen Bedeutung und der gesundheitlichen Wirkung von Musik beschäftigen sich die Studierenden vor allem mit Konzepten, Methoden und didaktischen Vorgehensweisen für die pädagogische Anwendung von Musik. Kernstück der praxisnahen Vermittlung ist die Ensemblepraxis, bei der sich die Studierenden der Herausforderung einer gemeinsamen musikalischen Gestaltung in verschiedenen projektbezogenen und informellen Lernsettings stellen. „Die vielen praktischen Übungen“, sagt Studentin Michaela Friesinger, die in Benediktbeuern „Soziale Arbeit (B.A.)“ studiert, „machen nicht nur Spaß, sie erleichtern auch den Transfer und die praktische Anwendung des gelernten Wissens.“

Die Ensemblepraxis: praktisches Lernumfeld und Ort der Reflexion

In der Ensemblepraxis können die Studierenden in kleinen (3–5 Studierende) und größeren (8–18 Studierende) Gruppen die unterschiedlichsten musikalischen Lernerfahrungen sammeln. Zu diesem Zweck treffen sich die Gruppen in regelmäßigen Abständen mit ihren Dozierenden und entwickeln gemeinsam mit ihnen ihre selbstgewählten musikalischen Projekte weiter. Aktuell haben sich die vier Kleingruppen dafür entschieden, im 2. und 3. Semester eigene Stücke zu komponieren, zu arrangieren, sie aufzunehmen und sie so zu proben, dass sie aufführungsfähig dargeboten werden können. „Die Aufgabe der Dozierenden besteht vor allem darin, die Bedürfnisse und Bedarfe der Studierenden wahrzunehmen, im gemeinsamen Austausch die nächsten Bildungsziele zu vereinbaren und die notwendigen Inputs und Lernsituationen bereitzustellen, damit diese definierten Ziele auch erreicht werden können“, sagt Fabian Gierscher, Lehrbeauftragter und Referent im Musikstudio des MusikMedienZentrums, das eigens für die MUZA eingerichtet wurde. „Einen Schwerpunkt bildet auch die Reflexion darüber, welche Bedeutung das Erlernte in der Sozialen Arbeit oder in der Religionspädagogik haben könnte, welche Zielgruppen für eine bestimmte Übung in Frage kommen, welche Ressourcen hierfür notwendig sind und welche pädagogischen Ziele hinter einer bestimmten Übung stehen.“ Alle zwei Wochen treffen sich alle MUZA-Studierenden zu einer Session, für die jeweils drei Studierende verantwortlich zeichnen. Hier werden die eigenen Kompositionen vorgeführt, die Entwicklungen von der Großgruppe reflektiert und, verantwortet von der Sessionleitung, Inputs und Übungen gestaltet wie etwa Vertonungen von Märchen, Improvisationen über Lieblingslieder, Rhythmusübungen oder auch Flashmobs.

Modernstes Lernumfeld: das Musikstudio im MusikMedienZentrum

Im modern ausgestatteten Musikstudio sind der musikalischen Kreativität und Experimentierfreude der Studentinnen und Studenten keine Grenzen gesetzt: „Das Tonstudio, das wir auch außerhalb unserer Studienzeiten nutzen können, ist sehr gut ausgestattet. Hier finden sich die verschiedensten Instrumente, auf denen wir üben können; beim Aufnehmen von Liedern oder kreativen Musikprojekten haben wir Zugriff auf die neuesten Bearbeitungsprogramme. Ich fühle mich in dem Musikstudio sehr wohl, der Raum ist hell und schafft eine gute Atmosphäre, die sich auch positiv auf meine Motivation auswirkt“, sagt Jan Feldmann, der ebenfalls Soziale Arbeit studiert und sich für MUZA entschieden hat, weil er den KlientInnen in seiner späteren Berufspraxis „andersartige Herangehensweisen“ anbieten möchte, „die sie in ihrer Entwicklung auf besondere Art fördern.“ Das Studio verfügt über einen Rechner mit Musik- und Videoschnitt-Apps, über die sich insgesamt acht Signale (z. B. Mikrofone, Instrumente, Stimmen) gleichzeitig aufnehmen lassen. Die Software bietet die Möglichkeit, in ihr zu komponieren, zu arrangieren, Noten auszugeben und, über ein Keyboard gesteuert, eine große Palette von virtuellen Instrumenten sehr einfach zu bespielen, sie aufzunehmen und zu verändern. Die Bühnentechnik besteht aktuell aus einer PA-Anlage, einer Bühne, einem Mischpult und den zugehörigen Mikrofonen. Das Spektrum an Instrumenten, die von den MUZA-Studierenden gespielt werden, reicht von Akustik- und E-Gitarre über E-Bass, Keyboard, Klavier, Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte und Geige bis hin zu Saxophon, Klarinette und Posaune. Die musikalische Heimat der Studierenden findet sich in der Volksmusik wie in der Klassik, im Neuen Geistlichen Lied, Irish Folk, Blues, Pop und Rock oder auch im Jazz, Hip Hop und Heavy Metal.



Die eigenen Erfahrungen mit dem pädagogischen Medium Musik sind zentral

Die MUZA-Studierenden Michaela Friesinger und Jan Feldmann betonen, dass es ihnen wichtig ist, „sich auszuprobieren“, „eigene Fähigkeiten auszubauen“ und „Erfahrungen zu sammeln, die den eigenen Lebenslauf bereichern“. Beide wurden bis dato nicht enttäuscht, da es ein wichtiges Ziel von MUZA ist, die eigene Kreativität zu entdecken und die individuelle Musikalität weiter zu entwickeln: „Musikstudio und Inventar sind notwendiges Werkzeug, um zentrale Fähigkeiten und Fertigkeiten für die musikpädagogische Praxis zu erlernen. Die Studierenden sollen und dürfen sich in diesen Räumlichkeiten ausprobieren, testen, üben und finden so eine Vielzahl an Möglichkeiten vor, durch das eigene Tun Erkenntnisse zu gewinnen“, betont Fabian Gierscher. Eine Besonderheit der Musikpädagogischen Zusatzausbildung, die auch die zwei Studierenden hervorheben: „Gerade die eigenen Erfahrungen führen immer wieder zu Aha-Erlebnissen. Interessant sind dabei auch die Gruppendynamischen Prozesse, wodurch ich lernen kann, Gruppen in verschiedenen Prozessphasen besser zu verstehen und zu unterstützen“, sagt Michaela Friesinger. Ihr Kommilitone Jan Feldmann hebt hier vor allem die Sessions hervor, die von den Studierenden organisiert und umgesetzt werden: „Ich finde es sehr gut, dass man uns die Eigenverant-

wortung überlässt; dadurch reduziert sich auch der Leistungsdruck und wir erlauben uns, Fehler zu machen, feilen daran und entwickeln uns so stetig weiter.“

Fabian Gierscher führt die Studentinnen und Studenten in die technische Ausstattung des Musikstudios ein und unterstützt sie bei didaktischen Fragen. Methodische und technische Kenntnisse erwerben die Studierenden sowohl beim Bauen von einfachen Musikinstrumenten wie auch beim Umgang mit digitalen Medien für innovative musikpädagogische Projekte in der Sozialen Arbeit und der Religionspädagogik: „Die Studierenden sollten für ihre spätere Praxis beispielsweise wissen, wie sie ein Mischpult bedienen und wie sie Musik aufzeichnen, bearbeiten und veröffentlichen können; eine entsprechende Einführung verdeutlicht erst, wie viele Arten und Formen an Instrumenten und technischen Möglichkeiten sich bereits entwickelt haben und sich in der Sozialen Arbeit und Religionspädagogik einsetzen lassen“, sagt der ausgebildete Tontechniker und Sozialarbeiter, der über viele Jahre als Geschäftsführer und Mitbegründer des „Village Studios“ im oberbayerischen Habach an die 100 Live- und Studioproduktionen sowie rund 1000 Live-Konzerte betreut hat. Seit 2010 ist Fabian Gierscher nun mit der KSH verbunden, zunächst als Bachelor-, dann als Masterstudent und heute als Lehrbeauftragter und Referent am Standort Benediktbeuern.

MUZA-Seminar mit Benno Sterzer zum Thema „Afro-Percussion und Trommelgruppen: Musikdidaktik für Kinder- und Erwachsenengruppen“

MUZA: eine Erweiterung und Verbesserung der Berufschancen

„In immer mehr Praxisfeldern der kirchlichen Bildungsarbeit und der Sozialen Arbeit wird erkannt, wie Musik als wesentlicher Bestandteil unserer Lebenswelt genutzt werden kann, um Beziehungen und Identität zu stiften oder um Gemeinschaft und Gesundheit zu fördern, dadurch eröffnen sich berufliche Perspektiven, von denen unsere Studierenden profitieren“ sagt Prof. Dr. Christine Plahl, die selbst in Forschungs- und Praxisprojekten die Zusammenhänge von Musik, Bildung und Gesundheit in pädagogischen und therapeutischen Kontexten untersucht hat. „Musikalische Aktivitäten haben stets auch eine soziale Agenda und fördern so sozio-kulturelle Aspekte von Gesundheit und Wohlbefinden“. Das breite Spektrum möglicher Anwendungsfelder von Musik können die MUZA-Studierenden in ihren

Praxisprojekten am Ende der Zusatzqualifikation selbst erproben. Sei es in der interkulturellen und interreligiösen Bildungsarbeit mit migrierten Menschen in der Kirchengemeinde, sei es beim Songwriting zur Auseinandersetzung mit der eigenen Identität im Religionsunterricht, bei der Analyse und Gestaltung digitaler Klangwelten anhand mobiler Apps mit Jugendlichen, sei es bei der Förderung sozialer Integration durch Klassenmusizieren in der Schulsozialarbeit, durch musikalische Bildung für Menschen mit Behinderungen in inklusiven Bands oder Community Music Projekten, sei es durch musikalische Aktivitäten mit alten Menschen, die beim Singen und bei der Body Percussion nicht nur Erinnerungen und Lebensfreude wecken, sondern auch zur Sturzprophylaxe beitragen können. Jan Feldmann hofft deswegen auch berechtigt auf „einen leichteren Berufseinstieg, da die Musikpädagogik zwar beliebt, aber in ihrer Methodik noch nicht so weit verbreitet ist.“

Michaela Friesinger hat bereits 8 Jahre als Erzieherin gearbeitet, bevor sie mit ihrem Studium an der KSH anfang. Beruflich hat sie vor, mit Kindern und Jugendlichen in der Schulsozialarbeit zu arbeiten, denn „hier ermöglicht mir MUZA, künftig musikpädagogische Projekte zu initiieren, um die Klassengemeinschaft zu stärken, um Inklusion und Integration zu ermöglichen und Selbstwirksamkeit erlebbar zu machen. Ich kann mir zudem sehr gut vorstellen, später selbst musikalische Weiterbildungen für pädagogisches Personal anzubieten.“ Die Zukunftspläne der MUZA-Studierenden nehmen also bereits konkrete Formen an und das bei einem zeitlichen Aufwand, der sich nach Worten von Student Jan Feldmann mit dem Studium durchaus in Einklang bringen lässt. Was man jedoch einplanen sollte, „ist die Zeit, die das Üben in Anspruch nimmt. Allerdings bin ich mir sicher, dass wir MUZA-Studierenden auch ganz unabhängig vom Studium viel Zeit mit unserem Instrument oder unseren

Instrumenten verbringen würden“, sagt der Student, der selbst Klavier und Gitarre spielt. Als übergreifendes Ziel von MUZA formuliert Prof. Dr. Christine Plahl daher, „dass die Studierenden ihre eigene Begeisterung für Musik weitergeben und den Menschen, denen sie in ihren Handlungsfeldern begegnen werden, einen Zugang zu Musik und ihren vielfältigen Möglichkeiten eröffnen.“

In der Musikpädagogischen Zusatzausbildung MUZA erwerben Studierende musikalische und pädagogische Kompetenzen:

- Die Wirkung von Musik erkennen und zielgruppenorientiert reflektieren,
- musikalische Beziehungen situations- und bedarfsgerecht gestalten,
- Bildungsangebote zu informellem musikalischen Lernen entwerfen,
- Musik als pädagogisches Medium gezielt und verantwortlich einsetzen.

Bewerbungen für MUZA sind online in der Zeit vom 01.05.–15.06. möglich. Weitere Informationen finden sich unter Zusatzqualifikationen auf der Website www.ksh-muenchen.de

Beitrag: Sibylle Thiede

Die Studierenden der Musikpädagogischen Zusatzqualifikation MUZA (Jahrgang 2016 und 2017) im Kloster Benediktbeuern beim Seminar „Einfach singen!“ mit der Dozentin Andrea Fessmann (Mitte)



Ein Raum zur Mitgestaltung und Selbstentwicklung: das Theaterpädagogische Zentrum an der KSH

Das Theaterpädagogische Zentrum (TPZ) existiert nun bereits seit mehr als 10 Jahren an der KSH. Sprechtheater, Impro-Theater, Angebote im Bereich Tanz und Bewegung: das Portfolio ist groß und lässt den Studierenden viel Spielraum, um das Medium „Theater“ kennenzulernen. Prof. Dr. Tilly Miller, TPZ-Leiterin und ausgebildete Theaterpädagogin, gibt im Interview einen Rückblick und eine Vorausschau auf das TPZ an der KSH und erklärt, was ihr in der Theaterarbeit besonders wichtig ist.



Prof. Dr. Tilly Miller, TPZ-Leiterin und ausgebildete Theaterpädagogin

Liebe Frau Miller, wann sind Sie mit dem TPZ gestartet? Was war der Auslöser?

Der Auftakt war im Wintersemester 2006/07 mit einem Aufführungsprojekt auf der kleinen Theaterbühne im J-Bau, im ehemaligen Medienpädagogischen Zentrum (MPZ). Die Theaterarbeit an unserer Hochschule hatte ja bereits vor meiner Zeit eine Tradition, da ehemalige Kollegen wie Christian Callo und Peter Obermeier von Deun sporadisch immer wieder Theaterstücke und Musiktheater zur Aufführung brachten und zusammen mit Alexander Buck eine kleine Bühne errichtet hatten. Als Theaterpädagogin beabsichtigte ich darüber hinaus, reguläre Studienangebote im Rahmen des Moduls ‚Kultur-Ästhetik-Medien‘ einzuführen, um den Studierenden die Möglichkeit zu geben, in diesem Medium der Kunst eigene Erfahrungen und Persönlichkeitsentwicklungen zu machen – und auch Zugänge und Werkzeuge in die Hand zu bekommen, um in Feldern der Sozialen Arbeit mit diesem Medium zu arbeiten.

Wie hat sich das TPZ seit seinen Anfängen an der Hochschule entwickelt?

Gab es Meilensteine in der Fortentwicklung, an die Sie sich gut erinnern?

Mir war es von Anfang an sehr wichtig, dass die Studierenden im Bereich Theater eine Auswahl haben. Wir bieten durch qualifizierte Lehrbeauftragte Improtheater und Angebote im Bereich Tanz und Bewegung an. Ich biete seit Beginn des TPZ jedes Semester einen Einführungsworkshop für (Wieder-)EinsteigerInnen und für die Fortgeschrittenen an, der ein Theaterprojekt mit öffentlicher Aufführung beinhaltet. Ab dem Wintersemester 2008/09 konnten wir auf dem Campus die ehemalige Schwesternkapelle, die wir ‚Alte Kapelle‘ nannten, als Theaterraum nutzen, da sie nicht mehr zu kirchlichen Zwecken diente. Das war ein großer Fortschritt. Der Raum war in seiner Größe und Beschaffenheit sehr geeignet für unsere Zwecke, wir ergänzten die Ausstattung um eine professionelle Technik. Das eröffnete ganz neue Optionen und Dimensionen für die Theaterarbeit.

Sie bieten im Rahmen des TPZs Einstiegsangebote und Aufführungsprojekte an,

was ist Ihnen dabei besonders wichtig?

Eine besondere Bedeutung hatte für mich immer auch die Kooperationen mit der KHG gehabt, seinerzeit mit Pfarrer Reitmaier. Wir führten mit den Studierenden Stücke im Kontext von Advent und Ostern auf und zeigten, dass Theater ein ebenso geeignetes Medium für den Kirchenraum ist. Von meiner Ausbildung her bin ich Theaterpädagogin mit tanzpädagogischer Ausrichtung und biete Sprechtheater wie auch Tanztheater, wengleich ich eine Kombination von beiden favorisiere. Eine Kombination finde ich vor allem für die Soziale Arbeit interessant, da durch Bewegung und Tanz ein hohes Ausdrucksmoment gegeben ist und die Stücke gleichsam vom vielen Textlernen entlastet sind, was für verschiedene Zielgruppen in der Sozialen Arbeit wichtig und interessant ist.

Wie viele Theaterstücke haben Sie bereits initiiert?

Bis jetzt sind es 22 Theaterstücke. Das aufwändigste und herausforderndste Stück war anlässlich der Feier ‚100 Jahre Soziale Arbeit‘ im Jahr 2009. Das Stück dauerte zwei Stunden und durchmaß die Soziale Arbeit von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Für die SpielerInnen war das eine gewaltige Aufgabe, die sie hervorragend meisterten. **Mehrheitlich handelt es sich um Eigenproduktionen. Was ist unter Eigenproduktion zu verstehen, wie entsteht die Dramaturgie des Theaterstücks?**

Wenn man mit jungen Menschen Theater macht, braucht es Stücke, die anschlussfähig sind an ihren Erfahrungshorizont und ein geeignetes Rollenspektrum, das sie nicht nur überzeugend bewältigen können, sondern das auch nicht nach Haupt- und Nebenrollen ausgerichtet ist. Die üblichen Theaterstücke sind in der Regel zu komplex, die Rollen haben ein zu differenziertes Altersspektrum und die Themen sind nicht unbedingt für junge, moderne Menschen geeignet. Ein Weg aus dieser Situation ist die Eigenproduktion. Für mich bietet sie drei Ausrichtungen an, die ich bisher alle genutzt habe: Als Spielleiterin kreierte ich ein Stück oder ich kreierte zusammen mit den SpielerInnen ein Stück, das sich an

ihrer Lebenswelt und ihren Alltagsfragen- und -problemen orientiert. Oder ich lasse mich inspirieren von namhaften Dramatikern wie beispielsweise Goethe, Virginia Woolf oder Franz Kafka. Ich greife auf den Kern von deren Texten zurück, komponiere aber etwas Eigenes. Beim Theater im Kirchenraum greife ich auf Bibeltexte, Gedichte und andere sinnige Texte zurück und arrangiere sie. Die Stücke sollten dabei nicht oberflächlich sein, sondern einen Sinnzugang vermitteln, gleichsam einen unterhaltenden Wert haben und für die Spielerinnen und Spieler auch ‚Spielfreude‘ ermöglichen. Mit diesem Anspruch und der Vorgehensweise habe ich sehr gute Erfahrungen gemacht. Am schwierigsten waren allerdings immer die Stücke, die ich zusammen mit den Studierenden entwickelt habe. Der Bezug zur eigenen Lebenswelt und die sehr prozessuale Entstehung eines Theaterstücks erfordern von den Beteiligten sehr viel Kraft und Durchhaltevermögen.

Wie stark sind die Studierenden in der Regel eingebunden, wie stark sind Sie an der Handlung des Stückes beteiligt?

Mein Motto lautet: Alles ist im Fluss, alles ist in Bewegung. Die Menschen entwickeln sich im ästhetischen Prozess, die Figuren und Rollen entwickeln sich, das Stück entwickelt sich. Suchen, Finden, Verwerfen, etwas Tauglicheres finden, offen und flexibel sein, Ausprobieren – das sind die Voraussetzungen für einen gelingenden Prozess. Freilich achte ich darauf, dass das Stück nicht zerfleddert wird. Ein Stück braucht eine Konsistenz, einen roten Faden und einen in sich stimmigen dramaturgischen Aufbau. Dabei ist aber genügend Luft für Ideen der SpielerInnen, die das Stück in eine neue Reife bringen. Mir ist wichtig, dass alle ihre Figur finden und ihre Rolle spielen können. Dazu braucht es einen Raum der Mitgestaltung. Und eines ist immer deutlich erkennbar: die Studierenden hauchen dem Stück Leben ein.

Die Theaterstücke sind immer gut besucht, das Publikum ist begeistert. Wie schaffen Sie es, Ihre Studierenden fürs Theaterspielen zu begeistern? Oder gab es hier auch Motivationsprobleme?

Ein Teil der Studierenden, der sich für das Theater entscheidet, ist von dem Medium begeistert, ein anderer Teil stellt sich willentlich den Herausforderungen und will Neues ausprobieren und innere Hürden überwinden. Sehr wichtig für die Motivation ist, dass die Studierenden gerne zu den Proben kommen und dass sie in eine Welt eintauchen können, die anders ist als die herkömmliche, in der sie viel ausprobieren können, Spaß und Freude haben und in der sie erleben, wie sie sich selbst entwickeln und wie ein Ensemble nicht nur zusammenwächst, sondern gemeinsam auf ein großes Ziel hin arbeitet. Natürlich gibt es im Prozess Phasen, die anstrengend sind, aber das gehört mit dazu und sie sind Teil des Entwicklungsprozesses. In der Theaterarbeit lernt man, Hürden zu überwinden.

Was nehmen Sie persönlich aus den Theaterworkshops mit?

Ich arbeite sehr gerne mit Gruppen und Ensembles. Einen vielschichtigen Entwicklungsprozess zu erleben, der bei Null beginnt und auf dem Bergplateau endet, ist einfach wunderschön. Sich selbst in einem künstlerischen Medium zu bewegen und kreativ zu sein, ist sehr befriedigend. Es ist auch für mich immer ein neues Lernfeld.

Bisher wurden die Theaterstücke in der Alten Kapelle aufgeführt, die nun im Zusammenhang mit dem Neubau der Hochschule abgerissen wird.

Wie geht es für Sie und das TPZ weiter?

In den nächsten zwei Jahren mache ich keine Aufführungsprojekte mehr, sondern biete Theater- und Tanzworkshops an, allerdings mit einem noch höheren Anteil an Selbsterfahrungsmöglichkeit. Inhaltlich orientiere ich mich noch stärker an der Lebenswelt der Studierenden und biete Möglichkeiten, eigene Themen im Medium des Theaters zu bearbeiten. Ich experimentiere zudem mit neuen Formen, beispielsweise mit dem ‚Forum Theater‘, dass für die Konfliktbearbeitung eingesetzt wird und für die Soziale Arbeit ein interessanter Zugang ist. Diese Form des Theaters braucht kein fertiges Stück, sondern hier bringen

„Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Friedrich Schiller

die Teilnehmenden Probleme und Konflikte ein, die sie spielerisch mit verschiedenen Varianten bearbeiten. Die Zuschauer können sich an der Lösungsfindung beteiligen. **Was wünschen Sie sich für das TPZ, wenn Sie nach vorne schauen?** Ich wünsche mir im neuen Hochschulgebäude einen inspirierenden Raum für das TPZ, der nicht steril wirkt, sondern Theateratmosphäre zulässt und der uns Theater-schaffenden an der Hochschule erlaubt, weiterhin mit den Studierenden vieles auszuprobieren und einzustudieren.

Fachkräftemangel in der Sozialen Arbeit – und die Verantwortung als Hochschule



Der Fachkräftemangel hat die sozialen Berufe erreicht, das zeigt sich auch in der Zusammenarbeit der KSH mit ihren Partnern in der Praxis. Welchen Beitrag kann die Hochschule hier leisten oder anders gefragt: Was unternimmt sie bereits, um dieser Entwicklung Einhalt zu gewähren? Im folgenden Beitrag zeigt sich, dass die KSH hier Netzwerkerin, Kommunikatorin und Vermittlerin ist – also weit mehr als „nur“ die akademische Ausbilderin von rund 380 Fachkräften im Jahr.

Fachkräftemangel, ein Wort oder vielmehr ein Thema, das lange Zeit im Kontext der so genannten MINT-Berufe diskutiert wurde. Die Wirtschaft beklagte bereits mehrfach den drohenden Mangel an qualifizierten Ingenieuren, Mathematikern oder Informatikern. Eingangs noch wenig beachtet, mittlerweile aber nicht minder im Fokus: Die Entwicklungen in der Stellenbesetzung von Sozialberufen. Deutschland steht heute vor der Herausforderung, dem Fachkräftemangel in den Gesundheits-, Erziehungs- und Sozialberufen entgegenzuwirken und die Prognosen weisen nicht darauf hin, dass sich die Situation verbessert: für die kommenden Jahrzehnte weisen die Erziehungs- und Sozialberufen die größten Engpässe in der Rekrutierung von Fachkräften auf (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Arbeitsmarktprognose 2030).

Die Vorhersagen sind plausibel, denn bereits zum jetzigen Zeitpunkt sind soziale Berufe gefragt wie nie. In unserer alter werdenden Gesellschaft wird die Altenhilfe immer wichtiger, Vereinbarkeit von Familie und Beruf fordern den Ausbau der Kleinkind- und Ganztagesbetreuung und die Integration von geflüchteten Menschen bringt neue Anforderungen mit sich, die professionell begleitet werden müssen. Hinzu kommt, dass in den nächsten Jahren eine Welle von Verrentungen der Geburtsjahrgänge 1950 und nachfolgende ansteht. Diese Geburtsjahrgänge umfassen die letzten Kohorten graduerter Sozialpädagoginnen und -pädagogen sowie die ersten Kohorten mit Fachhochschuldiplom. Die freiwerdenden Positionen dieser langjährig aktiven Fachkräfte lassen sich nicht 1:1 durch die jetzigen Absolventinnen und Absolventen der Hochschulen nachbesetzen.

Und genau hier liegt die Crux: der Bedarf an Fachpersonal steigt, die Bewerberzahl von Frauen und Männern mit akademischer Ausbildung auf eine freie Stelle dagegen stagniert und ist niedrig. Zwar hat sich die Zahl der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten im Berufsfeld „Soziale Arbeit“ allein in der Zeit von 1995 bis 2011 bundesweit auf 900.000 verdoppelt, doch, wenn es um Fachkräfte mit Hochschulabschluss geht, ist in den Berufsfeldern Gesundheit, Soziales und Bildung von „Sockelengpassberufen“ die Rede. „Es gibt kaum einen anderen Berufszweig, in dem freiwerdende Arbeitsstellen so schwer mit Akademikerinnen bzw. Akademikern zu besetzen sind. Im Moment gehen auf eine freie Stelle 1,5 Bewerbungen ein, damit liegt die Soziale Arbeit weit unter dem Bundesdurchschnitt“, sagt Prof. Dr. Andreas Schwarz, Dekan des Fachbereichs Soziale Arbeit München an der KSH unter Berufung auf Zahlen des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie. „Als professionsnaher Bildungsort stellen wir uns natürlich die Frage, wie wir diesem Negativtrend durch Weiterqualifizierung oder weitere Studienplätze begegnen können. Allerdings sind wir hier auf politischen Zuspruch angewiesen.“

Miteinander im Dialog

Der Fachkräftemangel in der Sozialen Arbeit ist längst kein Thema mehr von morgen, das zeigt sich deutlich in der Anbindung zu den Anstellungsträgern der Sozialen Arbeit. Der intensive Kontakt zwischen Hochschule und Praxis und der beidseitige Wunsch, das Thema gemeinsam zu bearbeiten, mündet immer wieder in einen öffentlichen Diskurs, so z. B. in Fachgespräche oder auch in Dialogforen wie etwa im Rahmen des „Career Days 2017“ am Hochschulstandort München. Zum Thema „Fachkräftemangel in der Pflege & Sozialen Arbeit“ waren Doris Schneider, Geschäftsführerin Caritas Altenheime des Caritasverbands der Erzdiözese München und Freising und Katrin Bahr, Bereichsgeschäftsführerin Sozialtherapie und Frauenarbeit bei Condrobs eingeladen. Während Doris Schneider in der Altenhilfe bereits von „einem dauerhaften Zustand“ spricht und

darauf verweist, wie desolat sich die Lage am Arbeitsmarkt im Stadtgebiet München bereits gestaltet, wirft Katrin Bahr einen Blick auf die letzten 6–8 Jahre, in denen sich der Bedarf an Fachpersonal deutlich verändert hat: „Durch die Flüchtlings- und Migrationsbewegung mussten in kurzer Zeit viele neue Arbeitsplätze geschaffen werden, als Arbeitgeber sind wir hier gefordert, die Auswahl an Bewerberinnen und Bewerbern sehr viel schneller zu treffen.“ Doch leider stehen den „sich dadurch auftuenden Chancen“ in den sozialen Berufen nicht immer die „gewünschten Bewerbungen“ gegenüber. Die Caritas orientiert sich deswegen auch bereits auf ausländischen Bewerbermärkten und rekrutiert Fachkräfte aus aller Welt. Denn trotz des hohen Bedarfs, darin sind sich die beiden Frauen einig, darf der fachliche Qualitätsanspruch bei der Bewerberauswahl keinesfalls leiden. In der Personalgewinnung seien deswegen der „gute Kontakt“ und der „Bindungsaufbau“ zur Hochschule und deren Studierenden von zentraler Bedeutung.



Norbert J. Huber,
Geschäftsführer Caritaszentren München Stadt/Land

Die Herausforderung bleibt

Der Mangel an Fachkräften in sozialen Berufen – nicht nur in der Pflege und in der Kinderbetreuung – wird in den nächsten Jahren in der Landeshauptstadt München noch erheblich zunehmen. Die erste Generation der an Fachhochschulen ausgebildeten Sozialpädagogen geht in den Ruhestand und manche Entwicklung, etwa der Flüchtlingssituation, ist schwer vorhersehbar. Ausreichend qualifiziertes Personal zu finden, bleibt eine große Herausforderung für die Träger und Einrichtungen. Wir brauchen auf politischer Ebene Rahmenbedingungen, um soziale Berufe attraktiver zu gestalten. Auch die Benachteiligung von Zuwanderern muss abgebaut werden. Als Träger sind wir aufgefordert, optimale Bedingungen für die Mitarbeitenden zu schaffen. Wir sind allerdings dazu nur in der Lage, wenn die Dienstleistungen besser refinanziert werden.

Lohnt sich: die frühe Anbahnung von Kontakten

Und so zeigen auch die Ergebnisse der „AbsolventInnenstudie 2016“, die gemeinsam von der Katholischen Stiftungshochschule München und der Evangelischen Hochschule Nürnberg beim Institut für Praxisforschung und Evaluation (angegliedert an die Evangelische Hochschule Nürnberg) in Auftrag gegeben wurde, dass sich eine frühzeitige Kontaktaufnahme bezahlt macht: Mehr als drei Viertel (78,8%) der befragten AbsolventInnen der KSH kümmern sich aktiv um eine Erwerbstätigkeit nach dem Studium. Die Mehrheit dieser Personen (63,1%) tat dies bereits vor dem Studienabschluss. 23,7% begannen mit der konkreten Suche ungefähr zur Zeit des Studienabschlusses und lediglich 13,2% haben erst nach dem Studium begonnen, sich nach einer entsprechenden Stelle für ihren Berufseinstieg umzusehen. Die Studierenden suchen also nicht erst, wenn sie ihren akademischen Abschluss in der Tasche haben; sie orientieren sich schon sehr viel früher und prüfen den Arbeitsmarkt auf Einstiegsmöglichkeiten nach dem Studium. Hier kann sich das Pflicht-Praktikum im

vierten Semester als Sprungbrett in ein späteres Angestelltenverhältnis erweisen: Die Anstellungsträger nutzen das Praktikum auch, um die Studentinnen und Studenten über die 22 Wochen hinaus an sich zu binden. Sie vergeben Verträge auf Honorarbasis oder stellen den einstigen Praktikantinnen und Praktikanten für ihren weiteren Studienverlauf eine geringfügige Beschäftigung in Aussicht. Laut der 2016er-Befragung der Absolventinnen und Absolventen gingen 52% der Befragten bereits als Studierende einer fachnahen Erwerbstätigkeit nach.

Hoch im Kurs: Präsentations-Plattformen

Wie sehr sich der Arbeitsmarkt verändert hat bzw. wie sehr Arbeitnehmer nach qualifizierten BerufseinsteigerInnen suchen, spiegelt sich auch an den Karriereplattformen der KSH. Das Format „Career Day“, das an beiden Hochschulstandorten einmal im Jahr durchgeführt wird, vergrößert sich in den letzten Jahren kontinuierlich. Längst reichen ein Stockwerk und ein paar Räume nicht mehr aus, um die Aussteller und ihre Messestände unterzubringen und ausrei-

chend Platz für die Workshops oder parallel stattfindenden Vorträge zu schaffen. Darüber hinaus haben sich Dialogforen wie etwa die „PraxisanleiterInnentage“ bewährt, um den Praxiskontakt der Studierenden zu vertiefen. Parallel zur persönlichen Kontaktsuche ist die Nachfrage nach digitalen Plattformen und Kommunikationsräumen gestiegen: sowohl das Stellenportal der beiden Praxis-Center als auch die Adressdatenbanken der Hochschule werden vermehrt genutzt, um auf Praktika oder offene Stellen hinzuweisen. Jenseits dieser Angebote verzeichnet sich eine wachsende Teilnehmerzahl bei wissenschaftlichen Kongressen, Fachtagen und Fachforen – auch hier werden Kontakte gesucht und geknüpft. Immer wieder wenden sich die Anstellungsträger direkt an Lehrende, um einen Gastvortrag in einem hochschulischen Seminar anzubieten und so ihre Einrichtung bekannt zu machen. Sehr oft ergeben sich in diesem Zusammenhang auch Einladungen zu Fachstellenbesuchen und Exkursionen.

Weitere Studienplätze an der KSH: eine Frage der Finanzierung

Für das Wintersemester 2016/17 gingen 1.473 Bewerbungen für die beiden Studienformate „Soziale Arbeit (B.A.)“ und „Soziale Arbeit berufsbegleitend (B.A.)“ (im 2-jähriger Turnus) ein. Vor dem Hintergrund begrenzter finanziert Studienplätze konnte die KSH im Schnitt nur etwa ein Viertel aller Bewerbungen berücksichtigen. Regelfinanziert sind am Standort München 205, in Benediktbeuern 130 Studienplätze für den grundständigen Bachelorstudien-gang. An der Zahl der Einschreibungen wird deutlich, dass die KSH bereits – wenn auch nur in dem für die Hochschule machbaren Umfang – dem dringenden Bedarf der Anstellungsträger folgt und mehr Studierende aufnimmt als finanzierte Studienplätze zur Verfügung stehen. So studieren seit dem Wintersemester 2016/17 im Vollzeitstudium 14 Frauen und Männer, deren Studium nicht gegenfinanziert wird. In der Summe erweist sich die KSH als eine Hochschule

Wintersemester 2016/2017	Soziale Arbeit München	Soziale Arbeit Benediktbeuern	Soziale Arbeit berufsbegleitend
Studienplätze	205	130	30
Bewerbungen	934	402	137
Einschreibungen	218	131	31

Verhältnis von Studienplätzen zu Bewerbungen und Einschreibungen im Wintersemester 2016/2017 (QE KSH)

Jahr	StudienanfängerInnen gesamt	AbsolventInnen gesamt
2016	380	311
2015	378	339
2014	375	334
2013	364	337

StudienanfängerInnen und AbsolventInnen 2013 bis 2016 in absoluten Zahlen (QE KSH)

mit Kontinuität: in den letzten Jahren ist die Zahl der Studienanfänger annähernd konstant geblieben, im Wintersemester 2016/17 waren es 380 Personen.

Aus den Zahlen lässt sich ableiten, dass die KSH weitere Fachkräfte ausbilden könnte, wenn die Refinanzierung gesichert wäre. Vizepräsidentin Prof. Dr. Birgit Schaufler sagt dazu: „Unsere Hochschule weist über Jahre hinweg in der ersten Runde der Zulassungen eine sehr hohe Annahmquote auf, sprich, die Studieninteressierten bewerben sich nicht nur gezielt an unserer Hochschule, sondern auch gezielt für das Studium der Sozialen Arbeit. Stellen wir die Zahl der StudienanfängerInnen und AbsolventInnen der letzten vier Jahre gegenüber, dürfen wir uns darüber hinaus über eine hohe Abschlussquote freuen. Das heißt, unsere Studierende sind nicht nur mit der Studienqualität zufrieden, sie identifizieren sich auch mit dem Inhalt ihres Studiums und sind aufrichtig daran interessiert, in das Berufsfeld Soziale Arbeit einzusteigen.“ Diesen Fakten steht zudem eine Entwicklung gegenüber, die als große Chance bewertet werden kann: Die Bewerberzahlen an Hochschulen werden voraussichtlich nicht abreißen, denn junge

Menschen interessieren sich vermehrt für „sinnvolle“ Berufsfelder, sie engagieren sich ehrenamtlich in verschiedenen sozialen Kontexten haben dabei oft den Wunsch, sich aus dem Ehrenamt heraus für eine professionelle Tätigkeit zu qualifizieren. Für die Politik gilt es, hier nachzuziehen und nicht nur neue Studienplätze zu schaffen, sondern auch Hürden zu überwinden, wenn es die (Nach-)Qualifizierung ausländischer Fachkräfte für den deutschen Arbeitsmarkt geht. Die KSH setzt bereits mit ihrem Weiterbildungsstudium „Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern“ Maßstäbe.

Personalgewinnung ja, aber nie zu Lasten der Qualität

Die KSH übt hier den Schulterchluss mit der Praxis: „Als Hochschule, die sich im sozialen Bereich spezialisiert, sehen wir uns in der Pflicht, gegenzusteuern, indem wir den Dialog mit Entscheidungsträgern suchen, unsere Angebote weiter spezifizieren – und natürlich sind wir stark daran interessiert, dass sich für unsere Studierende zu einem möglichst frühen Zeitpunkt erste Kontakte zur Praxis anbahnen“, sagt Vizepräsidentin Schaufler. Allerdings dürfe der Druck auf dem Anbietermarkt nie so hoch sein, dass zur kurzfristigen Deckung des Fachkräftebedarfs eine mittel- und langfristige Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit in Kauf genommen werde. „Unsere Studentinnen und Studenten sollten sich in keiner Phase mit dem Gedanken tragen, das Studium abzubrechen, um ein vermeintlich attraktives Arbeitsangebot annehmen zu können und ohne Abschluss im Feld der Sozialen Arbeit tätig zu werden.“ Wissenschaftlich qualifizierte und staatlich anerkannten Sozialpädagoginnen und -pädagogen sind bis dato hervorragende Garanten für eine hochqualitative professionelle Arbeit im Sozialsektor innerhalb des Freistaates Bayern und das sollen sie, so auch der Konsens auf dem Career Day 2017, unbedingt bleiben.

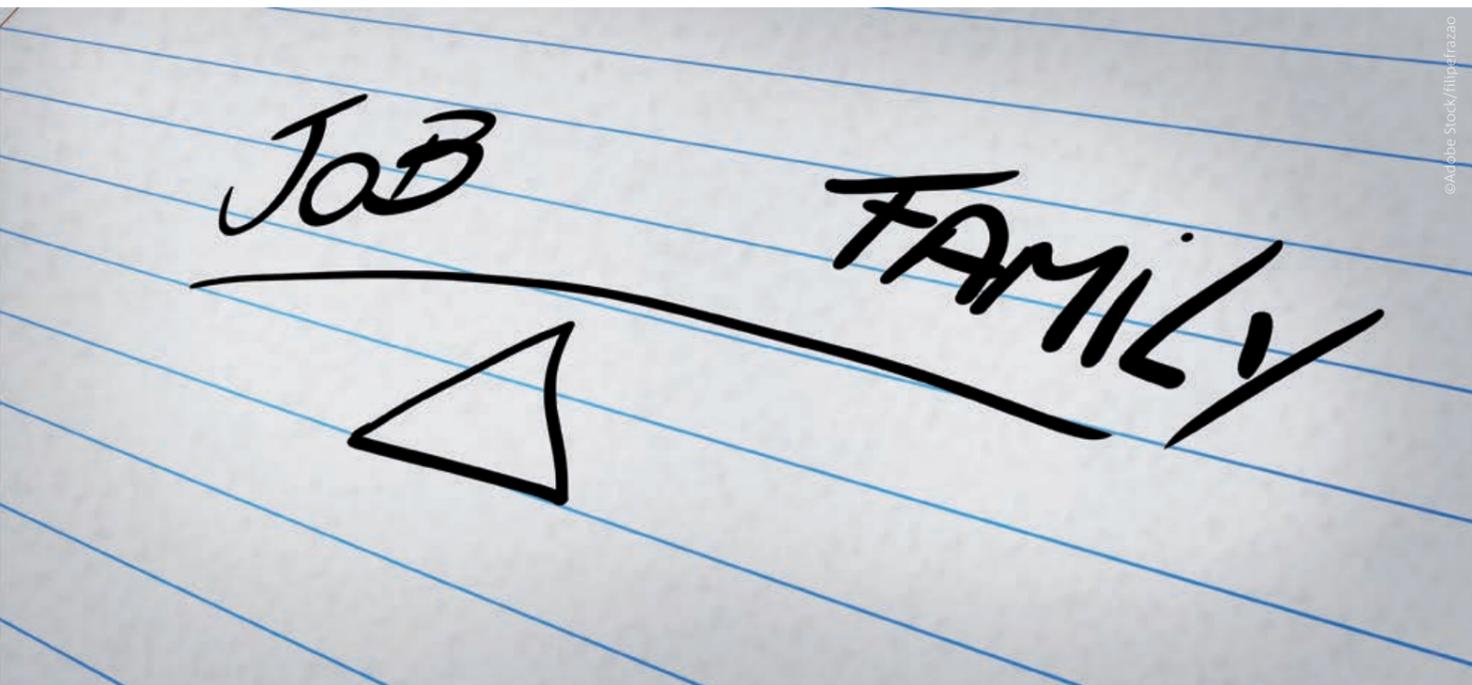
Maßgebliche Informationsquelle:

Michaela Hofbauer, Prof. Dr. Birgit Schaufler (QE KSH): Fachkräftemangel im Feld der Sozialen Arbeit: Eine Darstellung auf Basis von Studierendendaten der Katholischen Stiftungshochschule München, Stand: 9.11.2016

Beitrag: Sibylle Thiede



„Fehlanreize beseitigen und neue Anreize in Richtung Gleichstellung setzen“



Prof. Dr. Carsten Wippermann, Campus Benediktbeuern, war Mitglied der Sachverständigenkommission zur Erstellung des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung. Das Gutachten mit dem Titel „Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten“ ist im März 2017 erschienen und wurde am 21. Juni 2017 vom Bundeskabinett mit Stellungnahme angenommen.

Lieber Herr Wippermann, wo hakt es besonders bei der Gleichstellung zwischen den Geschlechtern in Deutschland?

Es wäre nicht zutreffend, einen Bereich herauszugreifen. Dafür berührt das Thema der noch nicht erreichten Gleichstellung in Deutschland zu viele Aspekte des alltäglichen Lebens, aber auch der rechtlichen Situation und der wirtschaftlichen Strukturen, die beeinflussen, wie Erwerbs- und Sorgearbeit von Männern und Frauen gestaltet wird. Dazu zählen zum Beispiel die beitragsfreie Krankenmitversicherung, Minijobs, das Ehegüterrecht, die vollzeitschulischen und dualen Ausbildungswege, die berufliche Weiterbildung, der berufliche Wiedereinstieg, Ressourcen- und Arbeitsaufteilung in der Ehe, Infrastrukturen für Kinderbetreuung, Soloselbstständigkeit, die Alterssicherung oder die Lohnsteuerklassen.

Der Gleichstellungsbericht schlägt unter anderem vor, die Steuerklasse 5 abzuschaffen – was ist an ihr so schlimm?

Diese Steuerklasse steht ja nicht für sich allein. In einer Ehe, in der beide berufstätig sind, kann man die Steuerklassen 3 und 5 wählen, wobei auf die Steuerklasse 3 alle

Freibeträge – der Grundfreibetrag und Kinderfreibeträge – fallen, die Steuerabzüge sind dann geringer. Es ist aufgrund des progressiven Steuertarifs vordergründig ökonomisch rational, dass derjenige, der ein höheres Bruttoeinkommen hat, die Steuerklasse 3 wählt. Das führt dazu, dass derjenige mit Steuerklasse 5 am Monatsende den verstärkten Eindruck hat, weniger Einkommen zu verdienen als der Partner – selbst, wenn das beim Lohnsteuerjahresausgleich durch die gemeinsame Veranlagung real anders ist. Aber aufgrund des großen Gefälles der Nettomonatseinkommen werden in der Partnerschaft Entscheidungen von erheblicher Relevanz getroffen, etwa wer von beiden bei der Familiengründung die Erwerbstätigkeit reduziert oder gar unterbricht, wer die Pflege von Angehörigen übernimmt. Dahinter steht die Frage, auf welches Gehalt am wenigsten verzichtet werden kann – und hier suggeriert das Lohnsteuerklassensystem falsche Verhältnisse. Das geht dann weiter mit der Frage, ob es sich für die Partnerin mit dem geringeren Einkommen überhaupt lohnt, ihren – es ist meistens die Frau – Erwerbsumfang zu erhöhen.

Und nicht zuletzt ist das unterschiedliche Nettoeinkommen mitbestimmend für die Machtverhältnisse in der Partnerschaft. Insofern trägt die Lohnsteuerklassenkombination 3/5 in vielfacher Weise dazu bei, wer mehr Erwerbsarbeit und wer die Familien- und Sorgearbeit übernimmt. Da wir den gesetzlichen Ehegüterstand der Zugewinnungsgemeinschaft mit der Gütertrennung während bestehender Ehe haben, führt das systematisch zu ungleich verteilten Chancen und Risiken im Lebensverlauf und der Ungleichheit bei der Verwirklichung von Lebenschancen. Daher empfehlen wir, die Lohnsteuerklasse 5 ganz abzuschaffen und für Ehepartner die Lohnsteuerklassenkombination 4/4 mit dem Faktorverfahren verbindlich zu setzen.

Spielt bei der Entscheidung, wer beruflich zurücktritt, also ein psychologischer Effekt eine Rolle?

Ich würde das gar nicht auf die psychologische und persönliche Ebene reduzieren. Es sind vor allem objektive strukturelle Fehlanreize, die dazu führen, dass Entscheidungen mit einer bestimmten Tendenz getroffen werden, wenn es darum geht, wer in einer Partnerschaft mehr arbeitet.

Es gibt den Begriff der Cappuccino-Mütter, denen vorgeworfen wird, nach alten Rollenklischees zu leben. Zu Recht?

Es ist inzwischen völlig überholt, davon zu sprechen, dass die Männer die Täter oder es die Frauen seien, etwa die Cappuccino-Mütter, die die Gleichstellung untergraben. Es geht überhaupt nicht darum, die Schuld bei einzelnen Personen zu suchen. Es gibt systematische Fehlanreize, die die Ungleichstellung, die wir in Deutschland immer noch haben, bestärken und verstetigen. Uns ging es in der Sachverständigenkommission darum, diese verschiedenen Anreize in den Blick zu nehmen. Es gibt einerseits zum Beispiel die Vätermoate und das Elterngeld, die Anreize in Richtung Gleichstellung sind. Es gibt aber auch Anreize wie das Lohnsteuerklassensystem, das Ehegattensplitting und Minijobs, die dafür sorgen, dass die Ungleichstellung weiterhin zementiert ist. Zugleich ist Gleichstellung keine Momentaufnahme. Sie muss

in der Lebensverlaufsperspektive in den Blick genommen werden. Die Weichenstellungen werden bei Übergängen wie der Berufswahl oder der Familiengründung getroffen. Entscheidend sind daher Anreize und Maßnahmen, die gerade diese Übergangsphasen betreffen.

Trifft das auch auf die Minijobs zu?

Was ist daran das Problem?

Die Minijobs gibt es ja schon lang. Sie sind gedacht für den Wiedereinstieg vor allem für Frauen nach einer familienbedingten Erwerbsunterbrechung als Brücke in eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung. Inzwischen wissen wir, dass Minijobs diesen Zweck nicht erfüllen, sondern ganz im Gegenteil sehr schnell Klebeeffekte entwickeln. Frauen bleiben dauerhaft in Minijobs, obwohl sie noch 20 oder 30 Jahre mögliche Erwerbsarbeit vor sich haben. Durch die Grenze von 450 Euro, bis zu der die Minijobs von der Steuer und Sozialversicherungspflicht befreit sind, machen Minijobber natürlich die Rechnung auf, dass es sich nicht lohnt, mehr zu arbeiten. Im Minijob sind sie bei der Krankenkasse des Partners kostenfrei mitversichert. Dadurch bleiben Frauen dauerhaft existenziell unselbstständig. Minijobs sind nicht geeignet, die eigene Existenz zu sichern oder fürs Alter vorzusorgen. Deswegen müssen sie so reformiert werden, dass ab dem ersten Euro die vollen Sozialversicherungsbeiträge anfallen. Zudem ist nicht einzusehen, dass Minijobs auch von denen genutzt werden können, die bereits eine sozialversicherungspflichtige Hauptbeschäftigung haben. Es ist nicht rational und nicht gerecht, dass dieser Nebenerwerb nicht steuerpflichtig ist – hier sind Minijobs eine ungerechtfertigte Subvention.

Welcher Gedanke verbirgt sich hinter dem Titel des Gutachtens: „Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten“?

Der erste Gleichstellungsbericht hatte den Fokus auf die Erwerbsarbeit gelenkt. Angesichts des demographischen Wandels in Deutschland stellt sich aber die Frage, wie und wer Pflege – auf die unsere alternde Gesellschaft angewiesen ist – leistet. Dabei ist an die informelle Pflege genauso zu



Prof. Dr. Carsten Wippermann, Campus Benediktbeuern

denken wie an die beruflich-professionelle Pflege. Man muss immer mitdenken, dass in einer Familie, einer Partnerschaft, auch jemand da sein muss, der Sorgearbeit übernimmt – etwa, wenn Kinder krank werden oder die eigenen Eltern oder Schwiegereltern pflegebedürftig sind. Erwerbs- und Sorgearbeit sind daher untrennbar miteinander verbunden.

Im Gutachten wird ein sogenannter Gender Care Gap genannt, der bei 52 Prozent liegt. Wir haben einen Indikator entwickelt, um zu erfassen, wie sorgende Tätigkeiten zwischen Männern und Frauen verteilt sind. Es gab darüber schon lange Vermutungen, aber für den Gleichstellungsbericht wurde das nun auf Basis empirischer Daten aus der Zeitverwendungsstudie des Statistischen Bundesamts gemessen. Der Gender Care Gap zeigt, dass Frauen tatsächlich deutlich mehr Sorgearbeit als Männer leisten – und das obwohl Frauen inzwischen genauso gute Bildungsabschlüsse und Berufsqualifikationen wie Männer haben.

Im Gleichstellungsbericht heißt es, es bedarf einer „Veränderung der Vorstellung, was Vollzeit ist“. Was müsste sich ändern? Wir gehen gemeinhin davon aus, dass der Begriff Vollzeit klar definiert sei. Wenn man genau hinsieht, gibt es in den Unternehmen wie im Öffentlichen Dienst aber ein breites Spektrum an Vollzeit, weil dafür keine allgemeingültige Stundenanzahl definiert ist: Vollzeitarbeit kann je nach Betrieb und Position eine 38,5-Stunden-Woche bedeuten, in einem anderen Betrieb bei 36 Stunden liegen, aber genauso 50 bis über 60 Stunden pro Woche umfassen, etwa bei Führungskräften, von denen permanente Verfügbarkeit erwartet wird. Es gibt also bereits ein breites Spektrum von Arbeitszeiten, dennoch hängt dem Begriff Teilzeit immer etwas Defizitäres an im Vergleich zu Vollzeit. Wir brauchen eine Diskussion darüber, wie wir Vollzeit definieren wollen, wozu Vollzeit gedacht ist. Das Ziel sollte eine eigenständige Existenzsicherung und Altersvorsorge sein für einen selbst und die Familie. Das könnte auch mit einer vollzeitnahen Teilzeittätigkeit zu erreichen sein, die in einem Spektrum zwischen

24 und 36 Stunden liegt – vorausgesetzt, es besteht Entgeltgleichheit.

Ein Thema des Gleichstellungsberichts ist die Förderung von Frauen in Führungspositionen. Welche Maßnahmen könnten helfen?

In Top-Positionen ist der Anteil von Frauen noch sehr gering. Man muss in Deutschland unterscheiden zwischen der Ebene der Aufsichtsräte und dem operativen Geschäft mit der Ebene der Vorstände und den Managementebenen unmittelbar darunter. Auf der Ebene von Aufsichtsräten ist seit 2015 gesetzlich vorgeschrieben, dass Unternehmen, die börsennotiert und mitbestimmungspflichtig sind, die Zielgröße von 30 Prozent Frauen erfüllen müssen. Das bezieht sich im Moment auf 105 Unternehmen in Deutschland. Hier hat der Gesetzgeber Sanktionen vorgesehen – den so genannten leeren Stuhl – wenn die Vorgabe nicht erfüllt wird, und die Realität zeigt, dass die Quote hier wirkt. Da wo das Gesetz nicht greift, wo Unternehmen für die Ebene der Vorstände und oberen Managementebenen nur transparent machen müssen, welche Ziele sie bei der Erhöhung des Frauenanteils auf Führungspositionen erreichen möchten, klappt es nicht. Und das betrifft etwa 2.700 Unternehmen. Manche haben sich noch gar keine Ziele gesetzt – womit keine Sanktionen verbunden sind –, andere machen den Status-Quo zum Sollzustand und haben damit das ‚Ziel‘, gar keine Frauen auf Top-Positionen zu befördern. Insofern fordern wir, das Gesetz zu schärfen und zu erweitern, dass es Sanktionen auch für den operativen Bereich vorsieht sowie einen verbindlichen Mindestanteil von Frauen in Führungspositionen, etwa 30 Prozent oder aber – wie die EU-Kommission vorschlägt – 40 Prozent. Und für die Ebene der Aufsichtsräte sollte es nicht mehr so wie derzeit sein, dass das Gesetz nur für Unternehmen gilt, die börsennotiert und mitbestimmungspflichtig sind (Doppelbedingung), sondern das Gesetz für börsennotierte oder mitbestimmte Unternehmen gilt. Dann würde für die Ebene der Aufsichtsräte das Gesetz für deutlich mehr Unternehmen gelten als die derzeit 105.



Frauen verdienen im Schnitt weniger als Männer, sogar im selben Beruf. Was sind die Ideen der Sachverständigenkommission des Gleichstellungsberichts, diesen Gender Pay Gap zu schließen?

Ein Vorschlag ist, mehr Transparenz bei den Gehältern herzustellen. Im Moment wissen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer nicht, wo sie im Vergleich zu ihren Kolleginnen und Kollegen stehen, wenn sie in Gehaltsverhandlungen gehen. Es würde eine solide Verhandlungsgrundlage schaffen, wenn sie das eigene Gehalt beispielsweise in Vergleich zum Durchschnitt von mindestens fünf Kolleginnen und Kollegen mit vergleichbarer Qualifikation und Position setzen könnten. Wichtig ist, dass das nicht nur für große, sondern auch für mittlere Unternehmen gilt. Beim aktuellen Entgeltgleichheitsgesetz sind zum Beispiel 80 Prozent der Unternehmen in den Branchen Nahrung, Gastronomie, Übernachtungen ausgenommen.

Wie haben Sie die Medienberichte über den Gleichstellungsbericht wahrgenommen?

Die Resonanz bisher ist äußerst positiv. Sehr zu begrüßen ist das Interesse aus allen Regionen Deutschlands von Gleichstellungsbeauftragten, den politischen Entscheidungsträgern auf der Ebene der Länder und Kommunen sowie von Sozial-

verbänden, von uns Kommissionsmitgliedern mehr zu erfahren, die Vorschläge vorzustellen und gemeinsam zu diskutieren. Das Portfolio und die Ausrichtung der vorgeschlagenen Maßnahmen werden einhellig für richtig befunden. Noch sehr zurückhaltend sind bisher jedoch die Nachfragen und Beiträge seitens der Arbeitgeber und Arbeitgeberverbände. Hier würde ich mir wünschen, dass diese sich aktiv und konstruktiv an der Diskussion beteiligen, insbesondere zu Fragen der Umsetzung. Denn die Durchsetzung der Gleichstellung ist kein Randthema und keine Option, sondern eine Verfassungsnorm, zentral verankert im Grundgesetz Artikel 3. Und es ist auch im wirtschaftlichen Interesse, wenn Deutschland hier moderner wird.

Das Interview führte Nicola Holzapfel.

Link:

Der Zweite Gleichstellungsbericht im Internet: „Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten“ www.gleichstellungsbericht.de

Kontakt:

Prof. Dr. Carsten Wippermann
Telefon 08857-88-514
E-Mail: carsten.wippermann@ksh-m.de

Die Erfassung von (Alters-)Armut – eine Aufgabe für die Soziale Arbeit



Soziale Einrichtungen berichten davon, unter welch desolaten Zuständen ältere Menschen hierzulande bereits leben. Doch die statistischen Auswertungen belegen uns das Gegenteil, hier ist von den „glücklichen Alten“ und davon die Rede, dass sich die materielle Versorgung der > 65-Jährigen „sehr günstig“ darstellt. Wie kommt es zu dieser Diskrepanz in Wahrnehmung und Zahlenwerten?

Haben wir heute schon Altersarmut?

Das Thema Altersarmut hat in den vergangenen Jahren an Brisanz gewonnen. Immer häufiger wird in den Medien über steigende Zahlen von alten Menschen berichtet, die das Angebot von Tafeln wahrnehmen, in Abfallbehältern nach Pfandflaschen suchen oder nach Verrichtung nicht mehr in der Lage sind, ihre Mietkosten zu tragen und daher von Obdachlosigkeit bedroht sind. Dabei weisen zahlreiche Studien und Statistiken eher in eine andere Richtung. Hier wird häufig betont, dass das Phänomen der Altersarmut – im Sinne einer altersspezifischen überdurchschnitt-

lichen Betroffenheit von Armut – erst zukünftig auf uns zukommen wird. So veröffentlichte Spiegel Online den Artikel „Die glücklichen Alten“ auf der Basis der Befragung des Instituts für Demoskopie Allensbach. Dabei wurde die Studie mit dem Untertitel zusammengefasst: „So gesund und abgesichert wie heute waren Senioren in Deutschland noch nie.“ Auch im 5. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung wird festgestellt: „Die Altersgruppe der über 65-Jährigen ist durchschnittlich etwas seltener armutsgefährdet als die Gesamtbevölkerung. Vielmehr stellt sich die materielle Versorgung der heute Über-65-Jährigen sogar insgesamt sehr günstig dar“ (2017, XXIX).

Gleichzeitig wird in diesem Bericht versucht, die Kluft zwischen den statistischen Daten und der Wahrnehmung in der Gesellschaft, sich schon heute vom Phänomen der Altersarmut bedroht zu fühlen, zu erklären. Nicht diskutiert wird hier jedoch, ob es nicht ggf. auch an den Erhebungsmethoden zur Erfassung von Armut selbst liegen könnte, dass zunehmend Diskrepanzen zwischen den anscheinend objektiven Daten und der „gefühlten sozialen Wirklichkeit“ zu beobachten sind. Es stellt sich somit die Frage: Wird (Alters-) Armut eigentlich angemessen erfasst?

Wie wird Altersarmut gemessen?

Zur Erfassung des Phänomens der Armut können verschiedenen Messkonzepte Anwendung finden. Auch wenn man sich häufig bemüht, einen lebenslagenorientierten Ansatz zu verfolgen, der verschiedene Lebenslagendimensionen (z. B. Einkommen, Gesundheitszustand, Wohnen etc.) berücksichtigt, so basieren die konkreten Angaben zur Armut in der Regel auf der sogenannten „Armutgefährdungsquote“. Diese Quote gibt den Bevölkerungsanteil an, der ein Einkommen hat, das weniger als 60 Prozent des (Netto-)Medianeinkommens der Gesamtbevölkerung beträgt. Die Höhe der sogenannten Armutgefährdungsschwelle ist somit abhängig von der gesamtgesellschaftlichen Einkommensverteilung. Steigt das gesamtgesellschaftliche Einkommen, so steigt auch die Armutsschwelle. Nicht berücksichtigt werden individuelle bzw. altersspezifische Bedarfe.

Im Jahr 2015 lag das Medianeinkommen eines Ein-Personen-Haushaltes nach Angaben des Mikrozensus im bundesweiten Durchschnitt bei 1.570 EUR pro Monat. Entsprechend war eine Person arm, wenn sie über weniger als 942 EUR pro Monat verfügte. Haushalte mit mehreren Personen werden – entsprechend ihrer Größe und Alterszusammensetzung – durch EU-weit geltende Gewichtungsfaktoren (so genannte Äquivalenzziffern) abgebildet. Durch diese Äquivalenzziffern soll den verringerten Bedarfen im Haushaltskontext Rechnung

getragen werden (z. B. gemeinsames Kochen, Heizen der Wohnung etc.).

Das Messkonzept der Armutgefährdungsquoten fokussiert letztlich auf die Einkommensposition bzw. die finanziellen Einnahmen eines Haushaltes. Kritisch zu hinterfragen ist, ob nicht auch die Kaufkraft bzw. das Preisniveau in verschiedenen Bundesländern, Regionen bzw. im Sinne eines Stadt-Land-Gefälles berücksichtigt werden müssten. Gerade in Ballungsräumen ist das Mietniveau so hoch, dass überproportionale Anteile des Einkommens für das Wohnen aufzuwenden sind (z. B. in München). In ersten Ansätzen wurde in Bayern bereits versucht, das regionale Preisniveau bei der Berechnung von Armutsquoten einfließen zu lassen (für verschiedene Landkreise und kreisfreie Städte wie München, Nürnberg und Augsburg). Problematisch ist hier aber bis heute, aktuelle Zahlen zum Preisniveau bzw. Preisindizes für unterschiedliche Regionen zu generieren.

Bundes- oder Landesmedian?

Um regionale Unterschiede dennoch zu erfassen, wird immer wieder gefordert, keine bundesweit einheitliche Armutsschwelle zu verwenden, in der alle Einkommen in West- und in Ostdeutschland eingerechnet werden. Dies führt zu sehr hohen Armutsquoten in Ostdeutschland und den Stadtstaaten sowie relativ niedrigen Armutsquoten vor allem in westdeutschen Bundesländern (v. a. Bayern, Baden-Württemberg). Als angemessener sind landesspezifische Armutsschwellen zu betrachten. Allerdings führen diese dann gerade in Bundesländern mit einem überdurchschnittlich hohen Einkommensniveau zu einer höheren Armutsschwelle und entsprechend dann auch zu höheren Armutsquoten. Es ist daher nicht zuletzt eine politische Entscheidung, ob man sich auf das Medianeinkommen auf Bundes- oder Landesebene bezieht (vgl. dazu beispielsweise den Armutsbericht 2017 des Paritätischen Gesamtverbandes oder den Vierten Bericht zur sozialen Lage in Bayern aus dem Jahr 2017).

Unterschiedliche Datenquellen

Ein weiteres Problem beim Messkonzept der Armutsgefährdungsquote zeigt sich bei der Verwendung unterschiedlicher Datenquellen. Zwar bezieht man sich in der Regel auf die Ergebnisse des Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes, Armutsquoten lassen sich aber auch auf der Basis des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP), der EU-SILC und der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe (EVS) ermitteln. Um die Daten vergleichen zu können, wird im Folgenden auf das Jahr 2013 Bezug genommen. Hier kamen der Mikrozensus auf eine bundesweite Armutsquote von 15,5 % und das SOEP auf 15,2 %. Die Ergebnisse der EU-SILC und der EVS lagen bei 16,7 % und damit um mehr als einen ganzen Prozentpunkt höher. Noch

deutlicher kommen Unterschiede in den Ergebnissen zu Tage, wenn man sich die altersspezifischen Armutsquoten betrachtet: Drei Datenquellen geben im Jahr 2013 bei Personen von 65 und mehr Jahren eine zur Gesamtbevölkerung unterdurchschnittliche Armutsquote an, die EVS eine überdurchschnittliche (!). Die Diskrepanzen lassen sich durch unterschiedliche Stichprobengrößen, dem Umgang mit fehlenden Angaben sowie der unterschiedlichen Berücksichtigung selbstgenutzten Wohnraumes – mit bzw. ohne hypothetische Mieteinnahmen – erklären. Zudem erhebt der Mikrozensus das Einkommen in Einkommensklassen und nicht als konkreten Betrag. Daraus ergibt sich, dass unterschiedliche Datenquellen zu unterschiedlichen Ergebnissen hinsichtlich der Armutsgefährdung der Bevölkerung führen.



Die Wirkung der neuen OECD-Skala

Die deutlichsten Auswirkungen hinsichtlich der altersspezifischen Armutsgefährdungsquoten hatte in Bayern jedoch die Umstellung von der alten auf die neue OECD-Skala. Während die neue OECD-Skala der ersten Person im Haushalt den Gewichtungsfaktor 1,0 zuordnet und weiteren Personen den Faktor 0,5 (Personen ab 14 Jahren) bzw. 0,3 (Personen unter 14 Jahren), lagen die beiden zuletzt genannten Werte bei der alten OECD-Skala bei 0,7 bzw. 0,5. Dies bedeutet, dass größeren Haushalten früher ein höheres Gewicht zukam. Umgekehrt führte die Einführung der neuen OECD-Skala zu einer Höhergewichtung von Ein-Personen-Haushalten. Entsprechend verschoben sich die überdurchschnittlichen altersspezifischen Armutsquoten in Bayern von den Kindern (unter 18 Jahre) zu den Personen mit 65 Jahren und älter. Lag beispielweise im Jahr 2008 nach der alten OECD-Skala die höchste altersspezifische Armutsgefährdungsquote mit 21,4 % bei den unter 18 Jährigen (neue OECD-Skala: 15,9%), liegt diese im selben Jahr nach den Berechnungen mit der neuen OECD-Skala nun bei den älteren Menschen mit 65 und mehr Jahren mit 18,6% (alte OECD-Skala: 14,5%). Damit hat allein die Veränderung der Gewichtung im Haushaltkontext zu einer überdurchschnittlichen Armutsquote bei den Personen mit 65 und mehr Jahren und somit zum Phänomen der Altersarmut in Bayern geführt. Der besondere Umstand, dass in Bayern – im Gegensatz zu Gesamtdeutschland oder Westdeutschland insgesamt – bereits Altersarmut statistisch belegbar ist, wird dabei häufig mit den wirtschaftlichen bzw. agrarischen Strukturen in den vergangenen Dekaden erklärt. Da letztlich die Verschiebungen allein auf die Gewichtungsfaktoren zurückzuführen sind, die zudem früher eher denen der Grundsicherung entsprachen, sollte die Frage erlaubt sein: Inwiefern ist das Messkonzept der „Armutsgefährdungsquote“ tatsächlich geeignet, um (Alters-)Armut zu erfassen?

Fazit

Schon seit Jahren werden in der Praxis der Sozialen Arbeit Veränderungen in der Versorgungssituation älterer Menschen konstatiert. Wohlfahrtsverbände und soziale Einrichtungen berichten teilweise von bedrückenden Zuständen in Haushalten von alten Menschen. Aufgrund von „verschämter“ Armut kann auch nicht davon ausgegangen werden, dass die bislang noch relativ geringe Inanspruchnahme der Grundsicherung im Alter ein realistisches Bild für die (finanzielle) Lebenssituation alter Menschen wiedergibt. Notwendig erscheint daher die Anwendung umfassenderer Messkonzepte wie des Lebenslagenansatzes oder des Capability-Approach, die an der spezifischen Lebenslage und den besonderen Bedarfen im Alter (z. B. hinsichtlich der Versorgung mit relevanten Hilfsmitteln) ansetzen und neben der Einkommenssicherung auch soziale Teilhabe im Alter berücksichtigen. Die Soziale Arbeit ist nah an der Lebenswirklichkeit der Menschen. Ihr könnte es durch die (Weiter-)Entwicklung und Anwendung solcher Messkonzepte in der Praxis gelingen, die Diskrepanz zwischen statistischer und „gefühlter“ sozialer Wirklichkeit zu überwinden.

Beitrag: Prof. Dr. Dorit Sing

Memorandum

der Veranstaltungsreihe „Im Dialog: Münchner Hochschulen und die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe – Kinder, Jugendliche und Familien nach der Flucht“



Fachkräfte der Sozialen Arbeit sind für geflüchtete Familien und unbegleitete junge Menschen nach der Flucht die ersten professionellen BegleiterInnen im Aufnahmeland. Sie haben Kraft ihres gesetzlichen und sozialpädagogischen Mandats eine besondere Funktion, wenn es um die Einschätzung der Unterstützungsbedarfe und die nächsten Schritte der Integration geht. Die Hochschule München und die Katholische Stiftungshochschule München, die Bachelor- und Master-Studiengänge in der Sozialen Arbeit anbieten, wollen mit dem folgenden Memorandum Impulse setzen, die dazu beitragen, die fachliche Arbeit und die Rahmenbedingungen für die

Arbeit mit geflüchteten Familien und jungen Menschen auf der Basis der gesetzlichen Grundlagen zu stabilisieren und weiterzuentwickeln. Dies erscheint auch deshalb notwendig, weil zu erwarten ist, dass sich weltweit Krisen mit Fluchtbewegungen in Folge von Kriegen oder Umweltkatastrophen in ähnlicher Weise wiederholen werden.

Das Memorandum ist das Ergebnis der Vorträge, gemeinsamer Arbeitseinheiten und auch Einzelgespräche, die im Rahmen der vier Veranstaltungen der Dialogreihe im Jahr 2016 stattfanden. Hier sind zentrale Aussagen für die Jugendhilfepraxis Münchens enthalten.

Ausgangssituation

Nach Schätzungen des UNHCR sind derzeit weltweit erstmals mehr als 60 Millionen Menschen auf der Flucht, ca. 51 Prozent von ihnen sind jünger als 18 Jahre. In München wurden 2015 mit rund 5000 Kindern und Jugendlichen mehr als 10 % der in Deutschland ankommenden minderjährigen Geflüchteten in Obhut genommen. Die Kommune, die Wohlfahrtsverbände und Träger sowie die vielen Freiwilligen haben mit einer enormen Kraftanstrengung beachtliche Arbeit bei der Versorgung der neu angekommenen Menschen geleistet. Trotz der derzeit rückläufigen Entwicklung ist davon auszugehen, dass es weiterhin Fluchtbewegungen nach Europa und Deutschland geben wird und die Jugendhilfe kontinuierlich mit der Betreuung geflüchteter Minderjähriger – ob begleitet oder unbegleitet – befasst sein wird. Die Praxis stellt eine durch den „Krisenmodus“ begründete Aufweichung der Standards fest. Diese als Not- und Übergangslösung geschaffenen Strukturen drohen sich nun zu einer „Jugendhilfe zweiter Klasse“ zu verfestigen. Die Lebenssituation geflüchteter Kinder und Jugendlicher ist gekennzeichnet durch Diskriminierungserfahrungen, Krankheit, Vulnerabilität sowie Ängste und Belastungen – auch und gerade aufgrund ihrer ungewissen Bleibeperspektive. Die UN Kinderrechte müssen daher für diese besonders belasteten Kinder und Jugendlichen ohne Einschränkungen gel-

ten, denn Kinder und Jugendliche brauchen nach der Flucht nicht weniger, sondern eine den Bedarfen des Einzelfalls gerecht werdende Unterstützung. Kinder, die mit ihren Eltern geflohen sind, haben bislang eher selten Zugang zur gesamten Angebotsstruktur der Kinder- und Jugendhilfe und werden ohne Kinderschutzstandards in Sammelunterkünften nach der Logik des Ausländer- und Asylrechts untergebracht. München war durch die hohe Zahl der Ankommenden in besonderer Weise gefordert. Die durch öffentliche und freie Träger sowie durch bürgerschaftlich Engagierte und Freiwillige aufgebauten Strukturen haben für Kinder und Jugendliche nach der Flucht vielfältige Möglichkeiten geschaffen. Dennoch bleibt Verbesserungspotenzial. Ausgehend vom fachlichen und öffentlichen Diskurs sowie den Ergebnissen der Veranstaltungsreihe „Im Dialog“ wurde dieses Memorandum entwickelt, um für die Einhaltung erreichter Qualitätsstandards einzutreten und Defizite kritisch zu markieren. Ziel ist also die Stärkung der Qualität und Fachlichkeit im Handeln Sozialer Arbeit. Dies scheint angesichts aktueller Diskurse – etwa zu Obergrenzen, Aussetzung des Familiennachzuges und vermehrten Abschiebungen – insbesondere in Bayern von besonderer Bedeutung. Die formulierten Forderungen richten sich dabei an Politik, Verwaltung, Träger und Hochschulen, um eine an den Bedarfen der KlientInnen orientierte, fachlich angemessene Soziale Arbeit zu verwirklichen.

II. Forderungen

1. Grundsätze und Zielsetzungen

1.1. Grundlage der Jugendhilfepolitik müssen die individuellen Bedarfe der Geflüchteten einschließlich deren Sicherheits- und Schutzbedürfnisse sein. Jugendhilfepolitik muss sich am Wohlbefinden und Gelingen der Teilhabe von Kindern und Jugendlichen orientieren. Hierzu sind die Differenzierung zwischen individuellen, lebenslagen- und lebensaltersspezifischen Bedürfnissen, die Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede und die Förderung des Zusammenhalts von Familien notwendig.

1.2. Die UN Kinderrechtskonvention klärt das Verhältnis zwischen dem Asyl- und Ausländerrecht und dem Jugendhilferecht eindeutig zugunsten der Jugendhilfe. Aufenthalt und Jugendhilfe müssen daher im Sinn der Kinder und Jugendlichen besser aufeinander bezogen werden. Integration muss als gemeinsame Kernaufgabe verstanden werden. Die Fortschreibung der gesetzlichen, kommunalen und institutionellen Rahmenbedingungen (z. B. Modifizierung der Angebotsstrukturen), beispielsweise im Rahmen der SGB VIII-Reform, muss die Perspektive minderjähriger Geflüchteter konsequent mit einbeziehen.

1.3. Aus den politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen ergeben sich für die Jugendhilfe Rahmenziele, etwa die uneingeschränkte Orientierung an Kinderrechten und Kinderschutzstandards, die Förderung gesellschaftlicher Teilhabe, die Gewährleistung des Zusammenhalts von Familien sowie der Zugang zu inklusivem Wohnraum und Bildung.

2. Bedarfsorientierte Strukturen und Ressourcen

2.1. Um eine bedarfsorientierte und fachlichen Standards entsprechende Versorgung zu ermöglichen, müssen Kooperations- und Vernetzungsstrukturen für die Münchner Kinder- und Jugendhilfe geschaffen werden, in denen diese die koordinierende Funktion innehat. In diese Netzwerkstrukturen müssen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe,

der Migrationssozialarbeit, des Bildungs- und Gesundheitswesens, die Ausländerbehörden und das BAMF systematisch eingebunden werden. Dabei müssen die entsprechenden Gremien trägerübergreifend, über Arbeitsfelder und gängige Strukturen hinaus und unter Einbezug ehrenamtlicher Strukturen besetzt werden. Bestehende Netzwerke, wie etwa REGSAM oder Arbeitsgemeinschaften nach § 78 SGB VIII sind einzubeziehen. In diesen Netzwerken sollen u. a. Kooperationen konkret ausgestaltet und Übergänge definiert werden.

2.2. Die Münchner Kinder- und Jugendhilfe benötigt angemessene Ressourcen zur Umsetzung ihres Auftrags: Angebote und Strukturen für unbegleitete Minderjährige müssen so finanziert werden, dass die Standards der Jugendhilfe und die Vorgaben aus dem SGB VIII sowie der UN-Kinderrechtskonvention umgesetzt werden können. Die Finanzierung soll eine Flexibilisierung der Hilfen ermöglichen, sodass organisierte Beziehungsabbrüche die Ausnahme bleiben. Die Planung und Umsetzung von Unterstützungsangeboten muss sich an tatsächlichen Bedarfen orientieren (siehe 2.3). Grundsätzlich andere oder reduzierte Angebote (wie etwa sozialpädagogisch begleitete Wohnformen nach § 13.3 SGB VIII) für junge Geflüchtete dürfen nur bei ausdrücklicher Eignung dieser Hilfeform zum Einsatz kommen – nicht als kostengünstigere „Alternative“, die mit vermeintlich anderen Bedarfen und auf der Flucht angeblich erworbener Selbstständigkeit begründet wird. Hilfen für junge Volljährige (§41 SGB VIII) müssen vollumfänglich möglich sein. Jugendhilfe darf nicht automatisch bei Erreichung der Volljährigkeit beendet werden.

Ebenso müssen Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe so mit Ressourcen hinterlegt sein, dass sie auch in zukünftigen Zeiten höchster Auslastung durch geopolitische Krisen bedarfsgerecht arbeiten können. Hierzu ist die Klärung der Zusammenarbeit und der Übergänge zwischen Verwaltung, Politik, Sozialer Arbeit, Zivilschutz und bürgerschaftlichem Engagement notwendig.

2.3. Die Zuweisung in Einrichtungen und die Ausgestaltung der Angebote darf nicht dem

Zufall oder dem aktuellen Angebot-Nachfrage-Verhältnis überlassen werden, sondern muss sich durch eine bedarfsorientierte Gestaltung auszeichnen. Das bedeutet, dass eine gründliche Prüfung der Bedarfe sowie der geeigneten und notwendigen Maßnahmen erfolgen muss. Gleichzeitig muss geprüft werden, wo spezialisierte Angebote für spezifische Bedarfe notwendig sind und wo eher bestehende Angebote vor der Aufgabe der (trans-)kulturellen Öffnung und der Entwicklung eines Diversitätsbewusstseins stehen. Instrumente der Bedarfsfeststellung und Hilfeplanung – etwa das System der „sozialpädagogischen Diagnose“ – müssen kultur- und diversitätssensibel weiterentwickelt werden.

2.4. Der Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe (und weiterer AkteurInnen) ist dabei nicht auf Versorgung und Betreuung in akuten Notlagen beschränkt, sondern muss darüber hinaus auch eine nachhaltige Integration und Inklusion junger Menschen nach ihrer Flucht umfassen. Nur über entsprechende, kontinuierlich begleitende Angebotsstrukturen und Zugänge zum Ausbildungs- und Arbeitsmarkt können erfolgreich Bildungsverläufe und gesellschaftliche Teilhabe gefördert werden.

3. Professionalität der Fachkräfte

3.1. Professionelles Handeln muss durch entsprechende Rahmenbedingungen, Strukturen und Ressourcen der Kinder- und Jugendhilfe institutionell abgesichert sein. Soziale Arbeit findet im Spannungsverhältnis von berufsethischen Orientierungen einerseits und kontrollierenden und ausgrenzenden sowie pragmatischen Herangehensweisen andererseits statt. Hierdurch ergeben sich Anforderungen an das Professionsverständnis: Wissen und Können allein sind nicht ausreichend, entscheidend sind eine reflektierte professionelle Identität sowie eine professionelle Haltung und Berufsethik.

3.2. Im Rahmen dieser Professionalität ist ein reflexiver Umgang mit Diversität notwendig, um verdeckte Diskriminierungen sichtbar zu machen und kulturalistische und ethnozentristische Perspektiven zu

HOCHSCHULE FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN MÜNCHEN

Katholische Stiftungshochschule München
University of Applied Sciences

Veranstaltungsreihe 2016

Im Dialog:
Münchner Hochschulen und die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe – Kinder, Jugendliche und Familien nach der Flucht

Auftaktveranstaltung	Fachtag: Fokus Praxis	Fachtag: Fokus	Abschlussveranstaltung
12. April 2016 15.30 bis 19.00 Uhr	21. Juni 2016 9.30 bis 17.00 Uhr	11. Oktober 2016 15.30 bis 19.00 Uhr	21. November 2016 15.30 bis 19.00 Uhr
Im Spannungsfeld mit der Flüchtlingspolitik: Herausforderungen für die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe in München bei der Erstversorgung und Integration von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Fluchthintergrund. Ort: Hochschule München, Lothstraße 64, Roter Würfel, 1. Stock	Der Fachtag befasst sich mit Verfahren und Standards in zentralen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, wie z. B. offene Kinder- und Jugendarbeit, Inobhutnahmen, erzieherische Hilfen und Jugendsozialarbeit zwischen Dekonstruktion und Normalisierung. Ort: Katholische Stiftungshochschule München, Preysingstraße 83, 81667 München	Der Fachtag nimmt die Herausforderungen an die Disziplin und Profession Sozialer Arbeit in den Blick und diskutiert die Dilemmata zwischen Professionsethik und fachlichem Mandat. Ort: Hochschule München, Lothstraße 64, Roter Würfel, 1. Stock	In der Abschlussveranstaltung wird eine Bilanz der Veranstaltungsreihe gezogen. Ort: Katholische Stiftungshochschule München, Preysingstraße 83, 81667 München

Anmeldung
unter flucht_jugendhilfe@hm.edu
Für die Auftaktveranstaltung
bis spätestens 01.04.2016

Weitere Infos unter www.kjftf.de und www.hm.edu

Plakat zur Dialogreihe in 2016

überwinden. Diese Perspektiven von Professionalität und Reflexivität müssen sich in Handlungstheorien und Konzepten wiederfinden. Aus diesen Perspektiven ergibt sich notwendigerweise die Aufforderung an die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession, sich kritisch gegenüber politischen Entwicklungen der Ausgrenzung und Abschiebung zu positionieren, sich anwaltschaftlich für ihre KlientInnen einzusetzen und sich nicht instrumentalisieren zu lassen. Um professionelle Kooperation zu ermöglichen sind die eigenen Aufgaben und Rollen klar zu definieren und die Gesamtverantwortung zu klären.

3.3. Aufgrund dieser vielfältigen Anforderung müssen Aus-, Fort- und Weiterbildungsbedarfe erhoben werden sowie geeignete Qualifizierungs- und Personalentwicklungsmaßnahmen entwickelt und finanziert werden. Dazu müssen die Hochschulen Möglichkeiten des Hochschulzugangs für Geflüchtete und der Qualifikation von QuereinsteigerInnen kritisch prüfen. Zugleich müssen sie – auch durch partizipative Forschung – Leerstellen beforschen und Wissensbestände zu Lebenslagen Geflüchteter sowie zum Hilfesystem und zu professionellem Handeln generieren und in die Ausbildung einspeisen.

Mit der Dialogreihe loten die Hochschule München und die Katholische Stiftungshochschule München mit VertreterInnen der Praxis aus, welche Entwicklungen sich vor Ort in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe abzeichnen und wie es um die bewährten Standards fachlichen Handelns steht. Sozialpädagogische Fachkräfte in der Kinder- und Jugendhilfe sind in München knapp und haben angesichts von vielen minderjährigen Hilfebedürftigen und deren Familien besonders komplexe Herausforderungen zu bewältigen. Mit der Tagungsreihe nahmen die Münchner Hochschulen gemeinsam mit den Trägern der freien und öffentlichen Jugendhilfe auch die Hochschulausbildung und die Fort- und Weiterbildungsbedarfe in den Blick. In 2016 und 2017 fanden fünf Dialogveranstaltungen statt. Beide Hochschulen werden in diesem Rahmen auch in Zukunft – in Absprache mit AkteurInnen Sozialer Arbeit in München – fachliche und sozialpolitisch relevante Themen für die Soziale Arbeit aufgreifen.

Koordination der Dialogreihe:

Hochschule München, Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften: Prof. Michael Nitsch, Prof. Dr. Gerd Stecklina, Prof. Dr. Gabriela Zink
Katholische Stiftungshochschule München: Prof. Dr. Peter Lenninger, Prof. Dr. Susanne Nothhaft, Prof. Dr. Andreas Schwarz

„Das ist mal was Neues, würd' ich sagen“ Angebote für Väter von Kindern mit Behinderung – eine Handreichung für die Praxis



Mit der Erarbeitung und Vorstellung der Handreichung wurde die wissenschaftliche Begleitung des Projektes „Angebote für Väter von Kindern mit Behinderung“ an der Bildungs- und Erholungsstätte Langau e. V. abgeschlossen. Das vom Bayerischen Ministerium für Arbeit, Soziales, Familie und Integration geförderte Praxisprojekt erstreckte sich über 4,5 Jahre und wurde in zwei Etappen (9/2012 bis 8/2014 und 7/2016 bis 12/2016) unter der Leitung von Prof. Dr. Luise Behringer (KSH) mit Wolfgang Gmür und Gerhard Hackenschmied vom Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP) in München begleitet. Dazwischen fanden regelmäßig Beratungen des Projektleiters Daniel Wilms statt.

Das Praxisprojekt baute auf den langjährigen Erfahrungen mit Familien und Vätern von Kindern mit Behinderung auf und hatte zum Ziel, gemeinsam mit kooperierenden Einrichtungen (wie z. B. Tagesstätte, Sozialpädiatrisches Zentrum, Wohnheim, Frühförderung, Nachsorgezentrum, integrative Kindertagesstätte) für den jeweiligen Kontext „maßgeschneiderte“ Angebote zu entwickeln und durchzuführen. Der Leiter des Projekts stellte seine Kompetenzen den kooperierenden Einrichtungen für alle dabei notwendigen Schritte zur Verfügung: von den ersten Überlegungen über die Entwicklung der Ideen, der Planung und Organisation bis zur Mitwirkung bei der Durchführung.

Die wissenschaftliche Begleitung umfasste zwei Aufgaben, zum einen die Leitung des Projekts in der Entwicklung und Umsetzung von Angeboten in enger Kooperation mit den beteiligten Einrichtungen zu unterstützen und zum anderen die durchgeführten Veranstaltungen zu evaluieren. Die aus Interviews und Beobachtungen generierten Befunde stellen die Grundlage für die Handreichung dar. Ausgehend von der Situation der Väter von Kindern mit Behinderung und ihrer (Nicht-)Präsenz in den Einrichtungen, in denen ihre Kinder betreut und gefördert werden, bietet sie konkrete Anregungen und Handwerkszeug für die Entwicklung „väteraffiner“ handlungsbetonter Angebote.

Denn von den klassischen Gesprächsangeboten fühlen sich Väter häufig nicht angesprochen. Sie möchten lieber etwas tun, nutzen dabei aber die sich daraus ergebenden Chancen, wie ein Vater berichtet: „Ja, da kommt vielleicht bei so einer geplanten Veranstaltung gar nicht so viel raus also wie bei der freien. Weil das ist so, der eine Bua kriegt einen Wutanfall, sag' ich jetzt mal, weil er halt so ist, und dann redet man über das; dann redet der andere über sein Kind, und dann entsteht aus der Kindersituation eher was.“

Zwei nachhaltige Befunde sollen abschließend hervorgehoben werden:

1. Vor allem bei Vätern, die über vier Jahre an den Veranstaltungen teilgenommen haben, zeigen sich deutliche Effekte. Aus den Kontakten mit den anderen Vätern hat sich ein Netzwerk gegenseitiger Unterstützung entwickelt, in dem sie sich über Erfahrungen austauschen, Informationen abrufen und weitergeben, sich emotional unterstützen und auch ihre „neue“ Rolle in der Familie reflektieren. Und auch die Schwelle zur Anfrage professioneller Unterstützung wurde gesenkt. Sie kommen direkt auf die Fachkräfte zu, sind in den Einrichtungen präsenter und tragen damit auch zur Veränderung der Einrichtungen bei. Väter sind dort jetzt für alle ein Thema.
2. An der Langau konnte eine Fachstelle „Väter von Kindern mit Behinderung“ eingerichtet werden. Auch diese wird in der Handreichung vorgestellt.

- ➔ die Handreichung kann als PDF-Datei heruntergeladen oder bestellt werden: www.bestellen.bayern.de/shoplink/10010663.htm
- ➔ über die erste Etappe des Projekts wurde bereits im Jahresbericht 2015 ausführlich berichtet (S. 39–41)

Projekt „Qualitätsbedingungen von Fachberatung Kindertagespflege“ Qualität mit der Praxis entwickeln



Das Projektteam: Verena Vettermann (studentische Hilfskraft), Prof. Dr. Gabriel Schoyerer (Projektleiter), Julia Wiesinger (wissenschaftliche Mitarbeiterin), Lucas Gottsmann (studentische Hilfskraft)

Fachberatungen für Kindertagespflege wird eine entscheidende Rolle dabei zugesprochen, die Qualität in der Kindertagespflege zu sichern. Unter welchen Bedingungen die Fachberatungen arbeiten und wie sie Qualität herstellen, zeigt ein Projekt unter der Leitung von Prof. Dr. Gabriel Schoyerer, das zugleich Empfehlungen für die Praxis gibt.

Die Aufgabe ist für alle dieselbe, doch wie sie ausgefüllt wird, unterscheidet sich von Fachberatung zu Fachberatung: Sie sollen Tagespflegepersonen beraten, ihre soziale und pädagogische Kompetenz erhöhen und sie dabei unterstützen, ihren Förderauftrag der Bildung, Erziehung und Betreuung von Kindern zu erfüllen. Doch während die eine Beratungsstelle ihren Schwerpunkt etwa darauf legt, Tagespflegepersonen zu gewinnen, setzt eine andere vor allem darauf, Eltern und Betreuungsmöglichkeiten passgenau zu vermitteln.

„Das Umfeld und die Bedingungen, unter denen die Fachberatungen ihrem Auftrag nachgehen, unterscheiden sich stark. Es gibt rund 600 Jugendämter in Deutschland und jedes Amt macht es anders“, sagt Gabriel Schoyerer, der seit 2016 die Qualitätsbedingungen der Fachberatung Kindertagespflege

im Rahmen eines Projekts erforscht, das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wird. So können etwa ebenso die soziodemographischen Bedingungen von Ort zu Ort ganz anders und auch der Bedarf an Kindertagespflege unterschiedlich sein. Der KSH-Professor und seine Mitarbeiterin Julia Wiesinger haben daher in ihrem Projekt einen qualitativ-explorativen Ansatz gewählt: „Wir haben einen kleinteiligen Blick auf die Praxis eworfen, um beispielhaft zu zeigen, was die Qualitätsbedingungen für die Fachberatungen sind. Dahinter steht der Gedanke: Wenn man die Praxis entwickeln will, muss man wissen, wie sie funktioniert.“ Es geht auch darum, „ein Schlaglicht aufs Feld zu werfen“, sagt Julia Wiesinger, da der Forschungsstand zur Fachberatung Kindertagespflege bislang sehr überschaubar und nur wenig Wissen darüber verfügbar ist.

Forschung vor Ort

Seit dem Jahr 2005 ist die Kindertagespflege, also die Betreuung von Kindern durch Tagesmütter und Tagesväter, gegenüber der Betreuung in Kindertageseinrichtungen laut Sozialgesetzbuch gleichrangig. Die Fachberatung gilt dabei als bedeutsames Element, um Qualität in der Kindertagespflege sicherzustellen, auch da Tagespflegepersonen in der Regel keine pädagogische Ausbildung haben. Um zu untersuchen, wie die Fachberatungen diese Aufgabe interpretieren, haben Gabriel Schoyerer und seine Mitarbeitenden 20 Fachberatungsstellen von öffentlichen und freien Trägern der Jugendhilfe in verschiedenen Bundesländern begleitet und beschrieben. Dieses deskriptive Vorgehen setzt viele methodische Überlegungen voraus: „Man muss genau wissen, worauf man achtet, und zugleich offen genug sein für Neues“, sagt Gabriel Schoyerer.



Die KSH-Forscher haben daher verschiedene Untersuchungsmethoden miteinander verknüpft. Sie haben Dokumente der Fachberatungen analysiert, qualitative Interviews geführt und Fachkräfte im Beratungsalltag vor Ort begleitet. Ihre Beobachtungen haben sie unter anderem in Fallporträts zusammengefasst, in denen sie empirisch herausarbeiten, welche Leistungen die Fachberaterinnen und Fachberater jeweils erbringen, um Qualität bei der Kindertagespflege zu sichern. „Gegenstand unserer Untersuchung war auch die Frage: Was ist Qualität? Der Qualitätsbegriff ist wichtig, um über Entwicklungspotentiale sprechen zu können. Man kann aber nicht einfach von Wissenschaftsseite monolithisch einen Qualitätsbegriff setzen, ohne die Akteure vor Ort und ihre Expertise zu berücksichtigen“, sagt Schoyerer, der sich mit seinem praxeologischen Ansatz bewusst von einem einseitig messbaren Qualitätsbegriff in der Sozialen Arbeit distanziert.

„Das liegt auch an den dialogischen Handlungssituationen in der Sozialen Arbeit, die man nicht über einen vorgegebenen Outcome steuern kann“, erläutert Julia Wiesinger. Daher wurde im Projekt die Herstellung von Qualität selbst und deren Ausweisung als „gute Praxis“ zum Forschungsgegenstand.

Niedrigschwelliger Ansatz

So veranschaulicht etwa das Fallporträt der Fachberatungsstelle Schwanhofen, wie diese die Tagespflegepersonen gezielt darin unterstützt, ihren Beruf fachlich-kompetent auszuüben. Die KSH-Forscher haben die Fachberaterinnen bei ihrer Arbeit mit Tagespflegepersonen beobachtet und deren Vorgehen analysiert, um zu zeigen, wie sie diese Aufgabe erfüllen. Anhand des

Protokolls eines Hausbesuchs bei einer Tagespflegebewerberin machen sie beispielsweise deutlich, wie die Fachberaterin durch die Art, wie sie das Gespräch führt, die Bewerberin dazu anregt, über pädagogisches Handeln nachzudenken: Die Fachberaterin spricht mit der Bewerberin über verschiedene Situationen im Betreuungsalltag, etwa, wenn sich Kinder um Bauklötze streiten, und weist daraufhin, dass man in der pädagogischen Arbeit immer versuchen müsse, „zu begründen: Warum tue ich etwas?“.

Die KSH-Forscher erkennen darin eine „Übersetzungsleistung“ der Fachberaterin. Da in der Kindertagespflege überwiegend Fachkräfte ohne pädagogische Ausbildung arbeiten, müssen diese in besonderer Weise darin unterstützt werden, sich mit ihrem pädagogischen Handeln auseinanderzusetzen. Die Fachberaterin knüpft dabei am Wissen und Wortschatz der Bewerberin an, um darauf aufbauend ihre pädagogische Kompetenz zu stärken. Diesen niedrigschwelligen Ansatz und die Förderung von Reflexivität gegenüber dem eigenen Betreuungsalltag der Tagespflegepersonen stufen die KSH-Forscher als „wichtige Leistung“ der Fachberatungsstelle ein.

Reflexionsfolie für die Praxis

Auch wenn die Fallporträts zeigen, wie spezifisch die Fachberatungsstellen ihren Auftrag auslegen: Gesetzlich ist der Anspruch an sie umfassender formuliert. Laut Sozialgesetzbuch haben Erziehungsberechtigte und Tagespflegepersonen „Anspruch auf Beratung in allen Fragen der Kindertagespflege“. Die unterschiedlichen Bedingungen und Schwerpunkte der Fachberatungen machen es schwierig, die notwendigen Personalressourcen für diesen Auftrag allgemeingültig zu berechnen. Gabriel

Schoyerer und seine Mitarbeitenden haben daher das komplexe Aufgabenspektrum in insgesamt 13 Bereiche aufgeteilt, zu denen beispielsweise die Qualifizierung von Tagespflegepersonen ebenso wie die Beratung bei möglichen Konflikten und die Vermittlung von Plätzen in Kindertagespflege zählt. Darauf aufbauend haben sie eine Methode entwickelt, mit deren Hilfe sich der notwendige Personalschlüssel für die Arbeit der jeweiligen Fachberatung berechnen lässt. „Unser Tool basiert auf verschiedenen Aufgabenmodellen, die sich frei miteinander kombinieren lassen. Das trägt dem Rechnung, dass die Fachberatungen so unterschiedlich arbeiten“, sagt Schoyerer.

Die Fachberaterinnen und Fachberater sollen nicht nur von dieser neuen Methode, mit der sich ihr Aufgabenaufwand berechnen lässt, profitieren. Alle Ergebnisse, die im Rahmen des Forschungsprojekts gewonnen wurden, sollen ihnen zugute kommen. „Unsere Forschungsergebnisse sind eine Reflexionsfolie für die Praxis. Sie können als Grundlage genommen werden,

um sich professionell weiterzuentwickeln. Das sind gute Rahmenbedingungen für eine Prozessentwicklung“, sagt Schoyerer. Um dieses Wissen allen interessierten Fachberatungen sowie Verantwortlichen in Bund, Ländern und Kommunen zur Verfügung zu stellen, werden die Ergebnisse zum Abschluss des Projekts in einer kostenlosen Broschüre veröffentlicht, in der auch Empfehlungen gegeben werden, wie sich Qualität in der Arbeit der Fachberatung weiter entwickeln lässt.

Damit trägt das Projekt, das zunächst die Qualitätsbedingungen in der Praxis erfasste, selbst dazu bei, die Qualität des gesamten Systems Kindertagespflege zu entwickeln. Für Gabriel Schoyerer liegt genau darin der Wert praxeologischer Forschung: „Sie nimmt die Praxis ernst. Statt über sie zu verhandeln und vor abstrakte Ergebnisse zu stellen, eröffnet sie Fachkräften aus der Praxis die Möglichkeit, selbst Schlüsse aus der Forschung zu ziehen, und stößt so Entwicklungsprozesse an.“

Beitrag: Nicola Holzapfel

Kontakt:

Professor Dr. Gabriel Schoyerer
E-Mail: gabriel.schoyerer@ksh-m.de
Telefon 089-48092-1431

Hinweis:

Die Broschüre „Die Praxis der Fachberatung für Kindertagespflege“ informiert über die Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt. Zudem geben Gabriel Schoyerer und Julia Wiesinger darin Empfehlungen für die Praxis. Das Dokument kann kostenlos als pdf-Datei auf der KSH-Webseite heruntergeladen werden.

Im Rahmen des Projekts „**Qualitätsbedingungen von Fachberatung Kindertagespflege**“ wurde unter der Leitung von Prof. Dr. Gabriel Schoyerer untersucht, wie Fachberatungen zur Qualität in der Kindertagespflege beitragen. Es wurde von April 2016 bis Dezember 2017 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.



Projekt „Meine Chance“ Berufliche Perspektiven für junge Eltern schaffen



„Ein wichtiges Projekt“: Pädagogikprofessorin Jutta Reich-Claassen hat ein Modellprojekt zur Berufsausbildung in Teilzeit evaluiert.

„Ich dachte, die Frau ist ein Engel“, erzählt eine junge Mutter. Sie erinnert sich an ihren ersten Anruf bei einer Beratungsstelle des Sozialdienstes katholischer Frauen (SkF). Die Sozialpädagogin am anderen Ende der Leitung hatte ihr von dem Angebot erzählt, Mütter bei der Aufnahme einer Teilzeitberufsausbildung zu unterstützen. Das Modellprojekt wird an drei Standorten in Bayern vom Bayerischen Ministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration seit Juni 2015 gefördert und wurde von Jutta Reich-Claassen, Professorin für Pädagogik an der KSH, inzwischen evaluiert.

Allein von der Möglichkeit zu erfahren, eine Ausbildung in Teilzeit absolvieren zu können, bedeutete viel für die Mütter, die an dem Projekt teilnahmen. Wie wenig

bekannt diese Form der Ausbildung ist, zeigt ein Blick in die Berufsbildungsstatistik: Nur 0,4 Prozent aller neu abgeschlossenen Verträge im Ausbildungsjahr 2015 sahen eine Teilzeit-Vereinbarung vor. Dabei ist die Teilzeitberufsausbildung bereits zehn Jahre zuvor mit dem Ziel ins Berufsbildungsgesetz aufgenommen worden, jungen Müttern und Vätern eine berufliche Ausbildung zu ermöglichen. Dafür wird die Ausbildungszeit im Betrieb auf 25 bis maximal 30 Stunden die Woche reduziert, während der Berufsschulunterricht Vollzeit bleibt. Die Dauer der Ausbildung verlängert sich dadurch nicht. Diese Möglichkeit besteht grundsätzlich in allen Berufen des Dualen Systems, setzt allerdings die Bereitschaft der Unternehmen voraus, diese Option umzusetzen. „Es reicht nicht, die Teilzeitausbildung gesetzlich zu

ermöglichen. Man muss auch die jungen Eltern dazu befähigen, diese Möglichkeit wahrzunehmen“, sagt Jutta Reich-Claassen angesichts der geringen Verbreitung dieser Ausbildungsform. Genau hier setzt das Projekt „Meine Chance“ an. In Aschaffenburg, Rosenheim und Nürnberg wurde je eine Beratungsstelle eingerichtet, die junge Eltern nicht nur über die Teilzeitberufsausbildung informiert, sondern sie auch bei der beruflichen Orientierung und der Suche nach einem Ausbildungsplatz unterstützt. Aufgabe der Beratungsstellen ist es auch, den Bekanntheitsgrad und die Akzeptanz dieser Ausbildungsform bei den Unternehmen und Ausbildungsbetrieben zu erhöhen. Deshalb machten die Sozialpädagoginnen vor Ort zunächst mit Mitteln der Öffentlichkeitsarbeit – wie Werbespots sowie Anzeigen in Elternmagazinen und Gemeindeblättern – auf ihr Angebot aufmerksam. Ihre Kampagnen richteten sich sowohl an potenzielle Auszubildende als auch insbesondere an Ausbildungsbetriebe in der Region. Der Beratungsbedarf war in allen drei Städten so groß, dass sich innerhalb weniger Wochen so viele Interessentinnen meldeten, dass gar nicht alle in das Programm aufgenommen werden konnten. Von einer regelrechten „Schwemme“ an Anrufen sprach eine der Sozialpädagoginnen in einer Gruppendiskussion, die Jutta Reich-Claassen im Rahmen der Evaluation durchgeführt hatte. Vier bis fünf Anträge auf Neuaufnahme pro Woche gingen zeitweise bei der sozialpädagogischen Beratung ein.

Schließlich nahmen insgesamt 52 Mütter zum Zeitraum der Evaluation zwischen Juni 2015 und Dezember 2016 an dem Projekt teil. Junge Väter hatten sich keine gemeldet. Obwohl die Gruppe insgesamt heterogen war, waren die meisten zwischen 17 und 25 Jahre alt, verfügten über einen Hauptschulabschluss und waren überwiegend alleinerziehend. Drei Viertel der Teilnehmerinnen wurden über einen Zeitraum von bis zu einem halben Jahr, die anderen länger betreut. Am Ende hatten 80 Prozent der Mütter nach der Beratung eine gefestigte berufliche Orientierung. „Das hat für

diese Zielgruppe eine sehr hohe Bedeutung. Die meisten jungen Mütter in dieser Situation wissen oft gar nicht, wo sie ansetzen sollen, um eine Ausbildung zu bekommen – und ob das zum jetzigen Zeitpunkt überhaupt der richtige Weg für sie ist. Auch viele der Teilnehmerinnen hatten bereits sehr viele Suchbewegungen hinter sich und bislang nur Grenzen aufgezeigt bekommen“, sagt Jutta Reich-Claassen. Von ihren negativen Erfahrungen zeugen die persönlichen Einzelinterviews mit ausgewählten Teilnehmerinnen, die für die Evaluation geführt wurden. Eine junge Mutter erzählte beispielsweise von einem Vorstellungsgespräch, in dem ihr gesagt wurde, dass eine Ausbildung mit zwei Kindern „nicht machbar“ sei. Für alle Teilnehmerinnen war es neu, dass es die Möglichkeit einer Teilzeitberufsausbildung gibt. Sie hätte „dreimal“ nachlesen müssen, um sich zu vergewissern, ob „da wirklich Teilzeitausbildung steht“, sagte eine der Mütter. Andere berichteten von demotivierenden Gesprächen in der zuständigen Arbeitsagentur, wo die Ausbildung in Teilzeit zumindest dem zuständigen Sachbearbeiter nicht bekannt war. „Frauen in dieser Situation haben oft gar nicht das Standing, um durchzusetzen, dass sie ein Recht auf Teilzeitberufsausbildung haben“, sagt Jutta Reich-Claassen.

Die Äußerung einer Teilnehmerin macht deutlich, dass es in dem Projekt um weit mehr geht, als nur darum, berufliche Orientierung zu geben: „Wenn man immer hört, du bist dumm, dann wird man dumm. Bei mir war es so. Du schaffst es doch sowieso nicht, das habe ich ja nicht nur von meinen Eltern gehört. Und hier war es so, dass jemand an mich geglaubt hat und deshalb habe ich das dann auch geschafft.“ Die große Mehrzahl der Befragten könne auf keinerlei Hilfe durch Eltern oder andere Verwandten zurückgreifen, heißt es in dem Evaluationsbericht. Ein entscheidender Erfolgsfaktor des Projekts „Meine Chance“ ist es daher, die Betroffenen angesichts der vielfachen Belastungen, denen sie ausgesetzt sind, sozialpädagogisch zu begleiten und ihre Lebenssituation zu stabilisieren, damit sie überhaupt eine Ausbildung auf-

nehmen können.

Dazu gehört auch, die finanziellen Aspekte zu klären: Bafög, Berufsausbildungshilfe, Kindergeld, ALG 2 – die jungen Mütter sind auf „hochkomplexe Finanzierungskonzepte“ angewiesen wie es in dem Evaluationsbericht heißt. „Eine der Kernkompetenzen der Sozialpädagoginnen ist es, einen Überblick über die Finanzierungsmöglichkeiten zu haben. Der Lebensunterhalt muss erst gesichert sein, damit die Frauen diesen Schritt wagen“, sagt Jutta Reich-Claassen. Nicht zuletzt, da sie während der Teilzeitausbildung auch weniger Geld bekommen als Vollzeit-Azubis. Die Beraterinnen im Projekt meine Chance haben an allen drei Standorten Netzwerke aufgebaut, um die vielfältigen Unterstützungen, die die Betroffenen benötigen, leisten zu können. Erfahrungen, die aus ähnlichen Projekten gewonnen werden konnten, zeigen, dass ein tragfähiges Netz-

werk entscheidend ist, um junge Eltern in den Arbeitsmarkt integrieren zu können. Dazu zählen Ausbildungsbetriebe ebenso wie Berufsschulen und Einrichtungen der Kinderbetreuung.

Zum Zeitpunkt des Abschlusses des Evaluationsberichts haben 50 Prozent der Teilnehmerinnen eine Ausbildung aufgenommen. Damit endet die Aufgabe der Sozialpädagoginnen jedoch nicht. „Für Arbeitgeber ist es entscheidend, dass die Frauen weiterhin Unterstützung aus dem Projekt erhalten. Für manche Ausbildungsbetriebe war das sogar das Kriterium, um überhaupt einen Ausbildungsvertrag mit einer jungen Mutter in Teilzeit abzuschließen“, sagt Prof. Reich-Claassen. Einer Sozialpädagogin wurde von einem Ausbilder in einem Betrieb explizit gesagt, dass die von ihr betreute Mutter nur dann die Stelle bekäme, wenn sie unterstützend weiterwirke: „Wenn ich nicht dabei

wäre und nicht die ganze Zeit vermitteln und coachen würde, würde er es nicht machen.“ Die Erfahrungen der Sozialpädagoginnen aus dem Projekt zeigen, dass es ideale Voraussetzungen gibt, damit die Vermittlung auf einen Ausbildungsplatz und der erfolgreiche Abschluss der Ausbildung gelingt. So brauchen die jungen Mütter ein hohes Maß an Engagement und Verlässlichkeit, um durchzuhalten, eine ausreichende schulische Qualifikation und die Sprachkenntnisse müssen gut genug sein. Zudem muss die Betreuung der Kinder geregelt sein. Die Kinder, so zeigen die Interviews, sind ein wichtiger Motivationsfaktor für die Mütter: Sie möchten ihnen „etwas bieten können“ und ihnen ein Vorbild sein: „Ich will, dass die sehen: auch wenn es schwierig ist, wenn es nicht so leicht ist, kann man trotzdem etwas erreichen“. Gefragt, wie die Kinder sie in zehn Jahren sehen und erleben sollen, äußerte eine Mutter: „Dass die Mama auf jeden Fall arbeitet.“

Inzwischen ist das Projekt, das zunächst bis Ende 2016 lief, um weitere eineinhalb Jahre verlängert worden. Jutta Reich-Claassen begrüßt die Verlängerung: „Das ist ein notwendiges Projekt. Die Beraterinnen können die Frauen nun bei ihrem Schritt in die Ausbildung und hoffentlich auf den Arbeitsmarkt begleiten.“ Bei einer Mutter ist das bereits gelungen. Sie hat im Rahmen des Projekts ihren Hauptschulabschluss ein zweites Mal gemacht, um eine bessere Note zu erreichen, und mit einem Schnitt von 1,6 abgeschlossen. Unmittelbar nach dem Abschluss hat sie mithilfe des Projekts „Meine Chance“ einen Ausbildungsplatz an einer Fachschule für Kinderpflege erhalten. In ihrem Evaluationsbericht bewertet Jutta Reich-Claassen die Möglichkeit, Beratung und Unterstützung individuell auf die Bedürfnisse der Mütter zuzuschneiden und die gesamte Lebenssituation in den Blick zu nehmen als Alleinstellungsmerkmal und stärksten Erfolgsfaktor des Projekts. Für die Fortführung empfiehlt die Pädagogikprofessorin, zu untersuchen, warum manche Mütter die Teilnahme abgebrochen haben, um dem künftig besser vorbeugen zu können, und das Angebot stärker auf Zielgruppen

zuzuschneiden – auch um Synergieeffekte nutzen zu können. Zielgruppen, die stärker in den Blick genommen werden müssten, sind vor allem sehr junge Mütter mit niedrigem Bildungsabschluss und Frauen mit Migrationserfahrung.

Den Sozialpädagoginnen im Projekt würde es helfen, wenn die Ausbildung in Teilzeit stärker in der Öffentlichkeit bekannt wäre und „genauso als normale Ausbildung angesehen wird“, wie es eine Beraterin formulierte. „Im Studium gibt es inzwischen so viele Möglichkeiten, um Familie und Beruf zu vereinbaren. Das Duale System hat hier Nachholbedarf“, sagt Jutta Reich-Claassen. Wie notwendig es ist, diesen zu schließen, zeigt ebenfalls ein Blick in den Berufsbildungsbericht. Demnach sind 50,4 Prozent aller jungen Mütter und 34,1 Prozent aller jungen Väter zwischen 16 und 24 Jahren ohne Berufsabschluss und weder in einen schulischen noch in einen beruflichen Ausbildungsprozess integriert. Das führt zu Lebensläufen wie jenem einer der beteiligten Mütter, deren Kindern bereits älter sind und die schon lange erfolglos den Einstieg in den Arbeitsmarkt suchte. Für sie, so sah sie es, war das Projekt „Meine Chance“ ihre „letzte Chance“. Von ihr und den befragten Müttern erhielt das Projekt durchweg gute Noten. „Mir wurde so viel Mut gegeben“, sagt etwa eine Teilnehmerin, „das ist großartig!“

Beitrag: Nicola Holzapfel

Link:

Projekt „Meine Chance“
Der Sozialdienst katholischer Frauen informiert im Internet über das Projekt „Meine Chance“.
<http://www.skfbayern.de/aufgaben-projekte/projekt-meine-chance/projekt-meine-chance>

Kontakt

Professorin Dr. Jutta Reich-Claassen
Telefon 089-48092-1413
E-Mail: jutta.reich-claassen@ksh-m.de

Das Projekt „Meine Chance“

Mehr Auszubildende in Teilzeit – das ist das Ziel des Projekts „Meine Chance“, das vom Sozialdienst katholischer Frauen in Bayern seit Juni 2015 durchgeführt wird. Es richtet sich an Mütter und Väter, um diese darin zu unterstützen, neben ihrer familiären Verantwortung eine Berufsausbildung aufnehmen zu können. Das Bayerische Ministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration förderte das Projekt zunächst von Juni 2015 bis Dezember 2016. Inzwischen wurde die Unterstützung um weitere eineinhalb Jahre verlängert. Prof. Dr. Jutta Reich-Claassen, Professorin für Pädagogik an der KSH, hat die erste Projektphase evaluiert.



Präventionsprojekt vom Kiwanis Club Garmisch-Partenkirchen: Stoppt physische und psychische Gewalt!

Der Kiwanis Club Garmisch-Partenkirchen e. V. hat im Schuljahr 2015 an Grundschulen im Landkreis das Präventionsprojekt „Stoppt physische und psychische Gewalt!“ durchgeführt. Kinder, so das hauptsächliche Ziel, sollten für ihre eigenen Grenzen und deren Einhaltung sensibilisiert werden. Unter der Leitung der KSH-Lehrbeauftragten Daniela Lindemann, Anita Meyer und Petra Tratberger-Zenker haben Studierende des Weiterbildungs-Masterstudienganges „Soziale Arbeit (M.A.)“ die Wirksamkeit des Projekts im Rahmen einer Vollerhebung evaluiert.

Einem Bericht des Bayerischen Staatsministeriums für Gesundheit und Pflege zufolge, weist jedes vierte Kind im Bundesland psychische Probleme auf. Zu diesem Ergebnis kamen Krankenkassen und die Kassenärztliche Vereinigung Bayerns durch die Auswertung der ihnen vorliegenden Daten. Allein in 2014 wurden demnach bei 470.000 Kindern und Jugendlichen psychische Störungen diagnostiziert. Inwiefern hier körperliche oder psychische Gewalt eine Rolle spielen, geht aus dieser Zahl nicht hervor – aber die Konsequenz daraus, so auch die Worte von Günter Meck, Präsident vom Kiwanis Club Garmisch-Partenkirchen e. V., sollte sein, „dafür zu sorgen, dass unsere Kinder seelisch und körperlich gesund und unversehr aufwachsen.“ Der Kiwanis Club Garmisch-Partenkirchen gehört zu „Kiwanis“, einer der ältesten internationalen Service Club-Organisationen, die 1915 in Detroit (Michigan,

USA) gegründet wurde. Mit dem Slogan „Wir helfen den Kindern in unserem Landkreis“ tritt der hiesige Club vorwiegend regional auf und initiiert im Landkreis Projekte und Maßnahmen, die Kindern und Jugendlichen helfen sollen. Seit 2010 verstärkt der Club seine Aktivitäten in der Gewaltprävention mit dem Ziel, Kinder in die Lage zu versetzen, drohende Gefahren rechtzeitig zu erkennen und von sich selbst und auch anderen abzuwenden. Kinder, so die Maxime, sollten wissen, welche Personen welche Regeln für sie aufstellen dürfen, ihre eigenen Grenzen wahrnehmen und zeigen können, das diese Grenzen einzuhalten sind.

Im Schuljahr 2015 ging der Club deswegen auch mit dem Präventionsprojekt „Stoppt physische und psychische Gewalt!“ an 12 Grundschulen im Landkreis. „Wir definierten im Vorfeld die Schulen als besonders wichtigen Ort in der Prävention von Gewalt“,

erklärt Peter Bitzl, der das Projekt an den Grundschulen seitens Kiwanis koordinierte. Insgesamt waren 20 Klassen (1. und 2. Schuljahr) mit über 400 Schülerinnen und Schüler beteiligt, in der Terminfindung unterstützte das Katholische Kreisbildungswerk in Garmisch-Partenkirchen (GAP). Aufgeteilt war das Projekt in drei Hauptelemente: in Fachelternabende, auf denen sich Mütter und Väter zum Thema informieren konnten und einschlägige Info-Materialien erhalten haben, in das Präventionstheaterstück „Geheimsache Igel“ und in die Handreichung von Begleitmaterialien für Lehrkräfte zur Vor- und Nachbereitung an den Schulen.

„Mit 12 Elternabenden und über 400 Schülerinnen und Schülern hatte das Projekt von vornherein eine große Dimension, wir haben hier tatsächlich keine Mühen gescheut, um das Thema im Schulalltag zu platzieren. Um allerdings herauszufinden, inwiefern unser Projekt zur Prävention beiträgt und wir auch die Ziele erreichen, die wir definiert haben, entschieden wir uns für eine wissenschaftliche Evaluation.“ Durch den Kontakt zum Kreisbildungswerk GAP und dessen Geschäftsführerin Beate Löw-Schneyder kam der Kontakt zum Hochschulstandort Benediktbeuern und zu Petra Tratberger-Zenker, Lehrbeauftragte im Weiterbildungs-Masterstudiengang „Soziale Arbeit (M.A.)“ zustande. Im Oktober und November 2015 fanden die ersten Abstimmungsgespräche zwischen Kiwanis und der Hochschule statt, in der Zeit von Dezember bis Juni 2016 ging es in die Datenerhebung, danach in die Auswertung.

Ein Kernelement von „Stoppt physische und psychische Gewalt!“ ist das Theaterstück „Geheimsache Igel“. Das Stück, besetzt durch die beiden Akteurinnen Susi Bloss und Sonja Welter vom Mutweltentheater, startet damit, dass Hauptperson „Krümel“ glücklich und unbeschwert seinen Ritualen nachgeht. In seiner Lieblingsfarbe gelb gekleidet, gießt er die Sonnenblume, macht Musik und jongliert. Nach und nach tauchen allerdings Gegenstände in blauer Farbe auf, die die unbeschwerte Welt von Krümel aus dem Gleichgewicht bringen. Krümel ist voller Angst als er mit dem unheimlichen



blauen Mann und der blauen Kiste konfrontiert wird. Mit Hilfe seiner Freunde, Wurzel und Igel, lernt Krümel jedoch, diese Angst zu überwinden, auf sich zu achten und „Nein“ zu sagen. Nach jedem Theaterstück gibt es eine Nachbesprechung mit den jungen Zuschauern, die auf die Bühne kommen dürfen, um sich die Requisiten anzugucken. Die thematische Nachbereitung dient dem Projekt auch als Basis, um später mit den Lehrkräften und den Eltern ins Gespräch zu kommen.

Die 17 Studentinnen und Studenten des Weiterbildungs-Masters sollten nun im Rahmen der Evaluation herausfinden, ob die Kinder auch tatsächlich für das Thema sensibilisiert werden; die „Geheimsache Igel“ überhaupt noch den Nerv der Zeit trifft; die Eltern, Lehrer und Schüler mit ausreichend Informationen zum Präventionsthema versorgt werden und ob es Handlungsbedarf in der Projektkonzeption oder in der Weiterentwicklung der Materialien gibt. In der Erhebungsphase beteiligten sich die Studierenden an Elternabenden, verteilten Fragebögen, führten qualitative (Telefon-)Interviews, initiierten Gruppendiskussionen und achteten als teilnehmende BeobachterInnen auf die (non-) verbalen Reaktionen der Kinder beim Theaterstück. Um das Projekt zu evaluieren, „setzten wir einen umfassenden Methodenmix aus qualitativen und quantitativen Erhebungsinstrumenten ein. Wir haben uns somit ein sehr großes Projekt zugeutraut, sind aber auch mit dem Anspruch in die Evaluation gestartet, hier alle ver-

fügbaren Mittel einzusetzen, um zu aussagekräftigen und wissenschaftlich fundierten Aussagen zu gelangen“, sagt Petra Tratberger-Zenker. Die Evaluation richtet sich nach den drei Zielgruppen und teilt sich entsprechend in die drei Teilstudien „Eltern“, „Lehrkräfte“ und „SchülerInnen“. Bei allen drei Teilstudien handelt es sich um eine repräsentative Vollerhebung.

Gut informiert: Die Eltern zeigen sich zufrieden

In den Elternabenden sollen die Mütter und Väter nicht nur das Projekt kennenlernen, sondern vor allem auch für das Thema „Gewaltprävention“ sensibilisiert werden. Die Studentinnen und Studenten besuchten acht Elternabende, zu denen fachkundige Referenten eingeladen waren, verteilten dort 113 Fragebögen (Rücklauf 92,9%) und führten sechs telefonische Interviews durch, um herauszufinden, inwiefern der Kiwanis Club seine Projektziele erreicht. Eine Sensibilisierung, so das zusammenfassende Ergebnis, wurde „sehr gut“ erreicht. Die Telefonate, die in den ersten zwei Wochen nach dem jeweiligen Elternabend geführt wurden, zeigten, wie intensiv sich die Eltern, auch untereinander, mit dem Präventionsthema beschäftigten. Die thematische Auseinandersetzung ging sogar über das Kernthema hinaus: so fragten die Eltern z. B. auch nach weiterführenden Informationen zu



Den Schutz von Kindern im Fokus: das Projekt- und Forschungsteam im Präventionsprojekt „Stoppt physische und psychische Gewalt!“

Gewalt und Mobbing unter gleichaltrigen SchülerInnen oder auch nach einer Orientierung, wie sie sich als Bezugsperson zu verhalten haben, wenn das „Nein“ ihres Kindes nicht akzeptiert wird. Ungeachtet des erweiterten Informationsbedarfs, zeigten sich die Eltern allerdings sehr zufrieden mit den Informationen, die sie zum Thema, zum Theaterstück und dessen pädagogische Ziele im Laufe des Elternabends erhalten haben.

In den Bann gezogen: die Kinder identifizieren sich mit Krümel und seinen Erlebnissen

Das Verhalten von Krümel und seinen beiden Freunden Wurzel und Igel enthält mehrere Kernbotschaften: Sie wollen den Kindern zeigen, dass sie jederzeit eigene Grenzen setzen und laut „Nein“ sagen dürfen, Grenzen anderer Kinder respektieren sollen, sich auf ihr Bauchgefühl verlassen und dadurch Gefahren erkennen können und sich anderen Menschen anvertrauen oder auch Hilfe holen dürfen, wenn sie sie brauchen. Auch sollen die noch jungen Zuschauer verstehen, dass nicht jedes Geheimnis ein gutes Geheimnis ist. Die Masterstudierenden der KSH evaluierten, inwiefern die Kinder diese Kernbotschaften verstehen und ob sie sich überhaupt noch mit dem Theaterstück identifizieren können. Trifft das Theaterstück, das 2010 erstmals an einer Schule aufgeführt wurde, noch den Zeit-

geist? Um hier valide Aussagen treffen zu können, beobachteten und protokollierten die StudentInnen während der Aufführungen die verbale und nonverbale Reaktionen der Kinder und die Interaktion oder auch Intervention mit den Lehrkräften. Im Fokus: die Gruppe als Ganzes; Kinder, die emotional sehr betroffen wirkten; Kinder, die besonders zurückhaltend waren; SchülerInnen mit Migrationshintergrund und die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen. Wenige Tage nach der Aufführung wurden 410 GrundschülerInnen (371 aus der 1. Klasse, 39 aus der zweiten) schriftlich befragt, zudem initiierte das studentische Forschungsteam 9 Gruppendiskussionen. Die meisten SchülerInnen ließen sich von Krümel und seinen Erlebnissen in den Bann ziehen, sie hörten aufmerksam zu, kommentierten aber auch lebhaft und laut oder sprangen in emotionalen Momenten von ihren Plätzen auf. An der hohen Konzentration und auch an der Auswertung der Fragebögen (siehe Abb.), zeigte sich, wie zeitgemäß die „Geheimsache Igel“ einzustufen ist. Fast 90 Prozent gaben an, dass ihnen das Theaterstück gefallen hat, rund 80 Prozent würden sich das Stück sogar ein zweites Mal anschauen. Von den Kernbotschaften, so die Auswertung der Fragebögen, wurde allen voran das „Grenzen-Setzen“ bzw. „Nein-Sagen“ erkannt. Erwachsene, darin waren sich die Erst- und Zweitklässler einig, dürfen ein Kind nicht einfach umarmen. Das junge Publikum tat sich etwas schwerer damit, das „Bauchgefühl“ und die „Gefahr“ im Theaterstück zu erkennen, am wenigsten konnten die Mädchen und Jungen mit der Kernbotschaft „gute und schlechte Geheimnisse“ etwas anfangen. Zum Thema „sich Hilfe holen“ gaben rund sieben Prozent der Kinder an, dass sie sich niemanden anvertrauen würden. Auf diese „unerwartet hohe Prozentzahl“ reagierten die Projektbeteiligten bereits, indem sie Handlungsbedarf signalisierten. Die neun Gruppendiskussionen untermauerten wiederum, in welchem hohem Maße die Kinder für das Thema „Nein-Sagen“ und Grenzen setzen sensibilisiert wurden. Manche Mädchen und Jungen übertrugen das Gelernte auch direkt auf

ihren persönlichen Alltag, was beweist, wie sehr sie den Aussagewert der Kernbotschaft verstanden haben. Das Theaterstück, so das Fazit der Studierenden, wird seiner Funktion als „Türöffner“ für den Themenkomplex psychische und physische Gewalt in hohem Maße gerecht. Und auch die wichtigsten Inhalte und Botschaften werden verstanden, „müssen aber unbedingt vertieft werden.“ Die KSH-Studentinnen und Studenten empfehlen hier eine intensive Nachbereitung, sowohl im Schulunterricht als auch zu Hause. Die Konzentration der jungen Zielgruppe lässt in der unmittelbaren Nachbereitung des Stücks durch die Schauspielerinnen meist etwas nach, deshalb sei es wichtig, das Theaterstück nochmals aufzuarbeiten und die wesentlichen Botschaften zu vertiefen. Und nur so ließen sich Missverständnisse klären, wie z. B. die Bedeutung der blauen Bälle, die von vielen Mädchen und Jungen als harmlos und lustig eingestuft wurden.

Wichtig in der Vor- und Nachbereitung: die rechtzeitige Einbindung der Lehrkräfte

Durch die Auswertung der teilstandardisierten Fragebögen, die an 22 Lehrkräfte an 12 Grundschulen verschickt wurden (Rücklauf: 19 von 22), wurde unter anderem erfasst, wie Lehrkräfte die Vor- und Nachbereitung des Theaterstücks, die Beteiligungsmöglichkeiten der Kinder und die Aufbereitung der Inhalte bewerten. Auch in dieser Teilstudie können die Studierenden überwiegend Positives an ihren Auftraggeber rückmelden: die Lehrkräfte sind mit dem Theaterstück und seiner Aufmachung einverstanden, stehen allerdings der „Ugulu-Sprache“ als Element kindgerechter Gestaltung kritisch gegenüber. Die Kinder werden aktiv während des Stücks einbezogen und die Kernbotschaften deutlich vermittelt, so der Konsens der befragten Lehrkräfte. Eine Nachbereitung fand bei den meisten Lehrkräften statt, jedoch, wie sich herausstellte, mit eigenen Mitteln. Auch wurden die Kinder im Vorfeld der Aufführung auf das Thema Gewaltprävention vorbereitet, jedoch nicht zwingend im Zusammenhang mit dem

The image shows a survey form titled "Geheimsache" with a hedgehog illustration. The questions and responses are as follows:

- Wie hat dir das Theaterstück gefallen? (Three smiley faces)
- Welche Wolken haben mit dem Theaterstück zu tun? Male sie bitte aus. (Responses: Freundschaft, Gefahr, Geburtstag, Geheimnisse, Nein sagen, Hilfe holen, Bauchgefühl)
- Muss Krümel in die blaue Kiste steigen? (Three smiley faces)
- Darf Krümel das Geheimnis mit der blauen Kiste verraten? (Three smiley faces)
- Krümel hat ihr Geheimnis Wurzel erzählt, zu wem würdest du gehen? Schreibe es bitte in die Wolke. (Response: Zum Papi und Mami)
- Darf ein Erwachsener dich einfach so umarmen? (Three smiley faces)
- Kennst du die Bauchpolizei? (Three smiley faces)
- Magst du das Theaterstück noch einmal anschauen? (Three smiley faces)
- Du bist ... (Two stick figures)

Projekt. Hier geben die Studierenden die Handlungsempfehlung, die Begleit- und Nachbereitungsmaterialien rechtzeitig zur Verfügung zu stellen, auch, um die Vor- und Nachbereitung entsprechend berücksichtigen zu können. Die Kapazitäten sind hier die Voraussetzung: Um sinnvoll mit dem Thema arbeiten zu können, sollte den Lehrkräften die zeitlichen und organisatorischen Ressourcen bereitgestellt werden. Das schließt den in der Datenerhebung mehrfach geäußerten Wunsch nach professioneller Fortbildung ein. Diese zentralen Ergebnisse des Evaluationsprojekts wurden im Oktober 2016 in Garmisch im Konzertsaal der Musikschule vorgestellt. An diesem Abend bedankte sich Kiwanis-Präsident Günter Meck bei den Studierenden und den beteiligten

KSH-Lehrbeauftragten Daniela Lindemann, Anita Meyer und Petra Tratberger-Zenker für ihre fundierte Arbeit: „Es war die richtige Entscheidung, das Projekt einer mehrdimensionalen Evaluation zu unterziehen. Wir haben nun einen fundierten Beweis dafür, dass das Theaterstück seinen Zweck erfüllt. Gleichzeitig haben wir durch die wissenschaftliche Projektbewertung Hinweise und Empfehlungen erhalten, an welchen Stellen wir nachträglich feinjustieren können, um die vorhandenen Projektressourcen zielorientiert zu bündeln. Wir werden das Projekt, so viel steht fest, fortsetzen.“ Um „möglichst alle zu erreichen“, übernimmt Kiwanis auch weiterhin die Finanzierung.

Beitrag: Sibylle Thiede



Konzeptionelle Neuausrichtung in der Pflege BewohnerInnen und Pflegende im Mittelpunkt



In einem Modellprojekt des Caritasverbands München und Freising haben Fachkräfte der Altenpflege die Pflegedokumentation neu gestaltet. Wie die wissenschaftliche Evaluation unter der Leitung von Prof. Dr. Bernd Reuschenbach zeigt, profitieren davon Pflegende, Bewohnerinnen und Bewohner gleichermaßen.

Eigentlich sind es nur Papierseiten. Doch welche entscheidende Wirkung sie auf jene haben, die damit arbeiten, zeigt ein Projekt zur Pflegedokumentation, das von Professor Bernd Reuschenbach wissenschaftlich begleitet wird. Inzwischen haben sich nicht nur die Formulare geändert, um die es in dem Projekt geht, sondern bei manchem auch der Blick auf den Menschen, der auf den Formularseiten beschrieben wird. Vor Beginn des Projekts umfasste die Pflegedokumentation circa 25 Seiten. Etwa 340 einzelne Punkte waren bei jeder Anamnese für jede Bewohnerin und jeden Bewohner anzukreuzen – wie das Temperaturempfinden ist, ob sie oder er eine Pupillendifferenz hat oder ob eine Bartpflege benötigt wird. Nun formulieren die Pflegenden frei, aufgrund ihrer Fachlichkeit und idealerweise im Gespräch mit den zu Pflegenden, welche Wünsche,

Bedürfnisse und Gewohnheiten sie haben und was sie können.

Zuvor war die Gefahr groß, dass die Dokumentation eine Ansammlung von Defiziten der jeweiligen Bewohnerin, des jeweiligen Bewohners wird, nun ist es genau umgekehrt: „In der neuen Pflegedokumentation steht der Mensch im Vordergrund – in seiner Individualität und mit seinen besonderen Fähigkeiten“, sagt Bernd Reuschenbach. „Dokumentiert wird individuell für die Bewohnerin oder den Bewohner und nur noch das, was für sie oder ihn relevant ist“, berichtet Anne Katrin Kurz, die wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt. Dieses sehr konkrete Ergebnis haben Mitarbeitende des Caritasverbands selbst erarbeitet. Seitens des Verbands war das Projekt mit dem Titel „Konzeptionelle Neuausrichtung der Pflege“ in das Konzept der Caritas zur konsequenten

Bewohnerorientierung eingebettet. „Die gemeinsame Überarbeitung der Pflegedokumentation war zugleich ein Mittel, das den Pflegekräften ermöglichen sollte, sich wieder auf das karitative pflegerische Grundverständnis und die individuellen beruflichen Ideale im Praxisfeld zu besinnen“, erläutert Bernd Reuschenbach den Projektansatz.

„Als hätten Sie auf uns gewartet“

Das Projekt startete im Dezember 2015 in zwei Modellhäusern der Altenpflege des Caritasverbands. Im Rahmen von 19 Workshops haben die dort beschäftigten Pflegenden eine eigene Pflegedokumentation entwickelt. „Unser Ziel war, dass sich die Pflegenden selbst mit ihrer fachlichen Expertise einbringen. Es ist für die Qualität in der Pflege wesentlich, ihre Kompetenzen wertzuschätzen, einzubeziehen und sie in ihrer Fachlichkeit weiter zu stärken“, sagt Prof. Reuschenbach. Dieser Ansatz fand bei den Mitarbeitenden großen Anklang – ein so wichtiges Projekt, in dem es zentral um die Einbeziehung ihrer eigenen Kompetenzen bei der Entwicklung eines Caritasweiten Vorgehens ging, das hätte sie noch nie erlebt, bemerkte eine Teilnehmerin. „Es kommt mir vor, als hätten Sie nur auf uns gewartet“, sagte eine andere zu der Art, in der gemeinsam gearbeitet wurde. Der bisherigen Pflegedokumentation gegenüber waren die Pflegenden eher kritisch eingestellt, wie eine Befragung zu Beginn des Projekts zeigte. Ein Viertel der Befragten fand die Dokumentation nur in geringem Maße hilfreich, die Hälfte nur teilweise. Mehr als 60 Prozent gaben an, dass sie zu viele Informationen enthalten würde. Anne Katrin Kurz hat zusammen mit Katharina Deufel von der Caritas die Workshops vor Ort begleitet. „Die Teilnehmerinnen waren mit sehr viel Kompetenz, viel Motivation und auch Spaß dabei. Wir haben sehr gut zusammengearbeitet und etwas wirklich Gutes auf die Beine gestellt“, erinnert sie sich.

Statt eines dicken Papierpackens gibt es nun eine biographisch orientierte Anamnese

von knappen zwei Seiten für jede Bewohnerin und jeden Bewohner sowie einen darauf aufbauenden, handlungsleitenden Plan zur Tagesstruktur, in dem festgehalten wird, wie und wann die Pflegenden unterstützen können. Bei Bedarf gibt es weitere Formulare, etwa wenn akute gesundheitliche Probleme auftreten, auf die geachtet werden muss. Zudem gibt es weiterhin einen Bericht, der die Besonderheiten und Veränderungen im Befinden der Bewohnerin, des Bewohners abbildet.

Pflegerische Entscheidung stärken

Seit Februar 2017 ist das Projekt nun in eine zweite Phase übergegangen. Die Pflegedokumentation, die von den Pflegekräften der beiden Modellhäuser ausgearbeitet wurde, ist nun in vier weiteren Häusern eingeführt, um das Projekt nachhaltig in dem Caritasverband zu verankern. In diesen Häusern sollen weitere Erfahrungen gesammelt werden, bevor das neue System flächendeckend in allen Caritasaltenheimen der Erzdiözese eingeführt wird. „Insgesamt sind jetzt ungefähr 60 Mitarbeitende der Caritas aktiv dabei, den Einführungsprozess zu begleiten und zu reflektieren“, sagt Anne Katrin Kurz. Dafür wurden möglichst unterschiedliche Einrichtungen ausgewählt, deren BewohnerInnen und Mitarbeitende sich von ihrer sozialen Struktur unterscheiden.

Die Auswertung einer ersten Umfrage unter den Pflegenden zu den neuen Dokumenten zeigt, dass sie sich nun den Bewohnerinnen und Bewohnern noch individueller zuwenden können. Die Anforderung an die eigene Kompetenz in der Pflege sei dadurch höher und die Zusammenarbeit im Team deutlich intensiver, ist die einhellige Rückmeldung. „Der fachliche Austausch untereinander hat sich erheblich verstärkt. Das wird von allen Beteiligten sehr geschätzt“, sagt Anne Katrin Kurz. Der geringere Umfang und der andere inhaltliche Fokus der Dokumentation bedeuten zudem eine Zeitersparnis im Arbeitsalltag. „Die Fachkräfte haben dadurch mehr Zeit für das Wesentliche: für die individuelle Pflege“, sagt

Prof. Reuschenbach. „Die neue Dokumentation eröffnet ihnen zudem mehr Raum, ihre pflegerischen Entscheidungen zu reflektieren.“

Auch die Verantwortlichen der Behörden, die die Dokumentationen regelmäßig prüfen, wurden frühzeitig ins Projekt eingebunden. „Sie waren sehr angetan von der hohen Anforderung an die Fachlichkeit der Pflegenden und der Bewohnerorientierung, die mit der neuen Form der Dokumentation einhergeht“, sagt Anne Katrin Kurz. Eine ganz ähnliche Rückmeldung gaben die betreuenden Ärztinnen und Ärzte: „Besonders positiv finden sie die Übersichtlichkeit der neuen Dokumentation und dass darin der Mensch mit all seinen Fähigkeiten und Bedarfen so genau beschrieben wird.“

Sicht der BewohnerInnen und Angehörigen

Die Bewohnerinnen und Bewohner der beiden Modellhäuser sowie ihre Angehörigen wurden zu Beginn des Projekts um eine Einschätzung der Pflegequalität gebeten. „Sie zeigten sich mit der Pflege bereits sehr zufrieden“, fasst Anne Katrin Kurz das Ergebnis zusammen. Mehr als 80 Prozent gaben zum Beispiel an, dass die Pflegenden sehr gut bis gut auf ihre Wünsche achten. Knapp 60 Prozent fanden, dass auch auf Beschwerden sehr gut bis gut eingegangen wird. „85 Prozent sind damit zufrieden, wie Informationen zwischen den Pflegenden über die Bedarfe weitergegeben werden, was wesentlich für die Qualität in der Pflege ist“, sagt Anne Katrin Kurz. Die Wissenschaftlerin ist angesichts dieser guten Ausgangswerte gespannt, inwiefern sich nun die neue Pflegedokumentation auf die Zufriedenheit der Bewohnerinnen und Bewohner sowie deren Angehörigen auswirken wird. Eine Erhebung dazu ist im Rahmen der Evaluation für Ende des Jahres geplant.

Auch bei den Pflegenden zeigte eine anonyme Befragung bereits zu Beginn des Projekts eine hohe Arbeitszufriedenheit in den beiden Modelleinrichtungen – trotz aller Kritik, die an der damaligen Pflegedokumentation bestand. Wie die Mitarbeitenden den Entwicklungsprozess erlebt haben und welchen Unterschied die neue Dokumentation nun für ihren Arbeitsalltag macht, wird ebenfalls abschließend erhoben.

„Die ersten Erfahrungen zeigen, dass die Einführung der neuen Dokumente nach anfänglicher Unsicherheit sehr leicht fällt“, sagt Anne Katrin Kurz. „Es ist bemerkenswert, wie positiv die neue Dokumentation von den Pflegenden aufgenommen wird.“ Erfreulich ist das Feedback, dass man mit diesem selbst entwickelnden Handwerkszeug nun viel „besser“, individueller und persönlicher auf die Bewohner eingehen könne. Anne Katrin Kurz zeigt das, dass sich in dem Projekt nicht nur die Formularseiten geändert haben: „Es ist ein großer Erfolg, zu sehen, wie sich die Haltung durch die Gestaltung der Arbeitsmittel ändern kann und die pflegerische Orientierung durch solch einen wirklich gemeinsamen Prozess mit den Mitarbeitenden gestärkt wird.“

Beitrag: Nicola Holzapfel

Kontakt:
Professor Dr. Bernd Reuschenbach

E-Mail:
bernd.reuschenbach@ksh-m.de

Projekt: Konzeptionelle Neuausrichtung der Pflege (KNIP)

Ziel des Projekts „Konzeptionelle Neuausrichtung der Pflege“ (KNIP), das vom Caritasverband München und Freising e.V. getragen wird, ist es, die pflegerische Orientierung der Mitarbeitenden im Bereich der stationären Altenhilfe zu reflektieren und sie dabei zu unterstützen, sich auf ein karitatives pflegerisches Grundverständnis zu besinnen. Dafür wurde die Pflegedokumentation neu gestaltet und in die übergeordnete Unternehmensstrategie zur konsequenten Bewohnerorientierung eingebettet. Professor Dr. Bernd Reuschenbach hat das Projekt gemeinsam mit Anne Katrin Kurz wissenschaftlich begleitet und evaluiert. Nach einer ersten Projektphase von Dezember 2015 bis Februar 2017 in zwei Modellhäusern des Verbands wird das Projekt nun bis Ende 2017 fortgeführt, um die neue Dokumentation an weiteren Standorten einzuführen.

Internationalisierung: Das Vermitteln einer internationalen Perspektive

Die Internationalisierung einer Hochschule, so der Wortlaut in der Empfehlung der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) „Zur Internationalisierung der Curricula“ vom Mai 2017, wird zunehmend als Querschnittsaufgabe verstanden. Waren es bis dato vor allem die Forschungsaktivitäten oder (Erasmus-)Mobilitäten von Studierenden und WissenschaftlerInnen, die zum internationalen Austausch und zur Vernetzung führten, erreicht die internationale Ausrichtung mittlerweile alle Bereiche einer Hochschule – so auch die Inhalte der akademischen Lehre. Der folgende Beitrag nimmt das KSH-Bachelorstudium Soziale Arbeit in den Blick und zeigt auf, inwiefern sich das Studium bereits internationalisiert hat.



„Wir leben in einer globalisierten Welt“, sagt Prof. Dr. Susanne Nothhafft, Professorin für Recht an der KSH, „und gerade im Hinblick auf die Migrationsbewegungen der letzten Jahren ist es unsere Aufgabe, uns auf das vermeintlich Fremde oder ‚die Anderen‘ einzulassen, aber auch das Fremde in uns zu entdecken und dabei unser Verständnis von Kultur und Kulturen zu hinterfragen.“ In diesem Kontext spricht sie auch unmittelbar davon „Lehre inhaltlich wie methodologisch immer wieder über den Tellerrand hinaus zu öffnen und auf Ethno- und Kulturalisierungsfallen hin zu überprüfen“. Eine Internationalisierung der Hochschule kann also strukturell durch

Mobilitäten gelingen, muss aber immer auch inhaltlich durch eine Weiterentwicklung der Curricula begleitet werden. Passen die Studienangebote in Form und Inhalt zu den Herausforderungen, die eine diverse Gesellschaft mit sich bringt? Welche Kernkompetenzen sollten den Studierenden in Seminaren und Vorlesungen vermittelt werden? Geht es um die viel besprochene interkulturelle Kompetenz oder ist eher eine „Kompetenzlosigkeitskompetenz“ gefragt? Wie befähigen wir unsere Studierenden, an einer vielgestaltigen, aber solidarischen und gerechten Gesellschaft mitzuwirken?



Internationale Studienprogramme: Auseinandersetzung mit interkultureller Lehrinhalte

Die konsequente Internationalisierung der Curricula aller Fachrichtungen kann hier ein wirkungstarkes Instrument sein, um allen Studierenden in vielerlei Hinsicht an ihrem deutschen Standort eine internationale Perspektive zu vermitteln, so formuliert die HRK in ihrer Empfehlung weiter. Hier greifen internationale Studienprogramme, die die Möglichkeit bieten, „internationale Elemente nicht nur an ausgewählten Stellen des Studiums zu verorten, sondern Raum zu schaffen für eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit internationalen und interkulturellen Lerninhalten im Verlauf des Hoch-

schulstudiums in Deutschland.“ Am Campus München wurde im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit (B.A.) erstmals im Wintersemester 2014/15 ein englischsprachiges Studienprogramm mit dem Schwerpunkt „Social Work and Human Rights“ angeboten, das zunächst vordergründig für Erasmus-Incomings (30 Credit Points) konzipiert, dann aber von allen interessierten Studierenden auch als Regelveranstaltung besucht werden konnte. Bereits im Wintersemester 2016/17 hatte sich die Teilnehmerzahl vervielfacht. Für das kommende Wintersemester 2017/18 wurde das Programm inhaltlich noch weiter ausgebaut und wird nun mit sechs Modulen unter dem Titel „Social Work: A Human Rights Based Approach“ durchgeführt. Im Rahmen des Studienprogramms lädt die KSH unter anderem Rednerinnen und Redner aus den USA, aus Malta, London, Kopenhagen und Mumbai (Indien) ein, die sich mit globalen Themen wie interkultureller Kommunikation, Community-Organizing, Sozialer Arbeit mit traumatisierten Menschen auf oder nach der Flucht und mit der Einhaltung von Menschenrechten auseinandersetzen.

Am Campus Benediktbeuern startete im Sommersemester 2017 ein vergleichbares Programm, das zwei Module mit je 15 Credit Points für Erasmus-Studierende umfasste. Die beiden Module hatten zum einen die Grundlagen der Theorie und Praxis sozialer Arbeit zum Inhalt – wie z. B. Handlungsfelder Sozialer Arbeit, systemisches Denken und Handeln –, zum anderen den für die KSH in Benediktbeuern spezifischen Schwerpunkt Umwelt- und Kultur mit Themen aus der Erlebnispädagogik, Musikpädagogik und der kulturellen Bildung. Auch hier wurden die Lehrveranstaltungen gleichzeitig als Regelveranstaltungen für Studierende angelegt, die nicht am Erasmus-Programm teilnehmen. An dem internationalen Studienangebot nahmen vier Studentinnen der KSH-Partnerhochschulen in Stockholm, Zagreb, Barcelona und Granada teil, die mit ihrer Präsenz und Mitwirkung an den Lehrveranstaltungen sowie dem studentischen Leben „eine Bereicherung für die Hochschule darstellten“, wie es Prof. Dr. Luise Behringer, Professorin für Psychologie, auf den Punkt bringt.

„Die spannenden Diskurse, die die vier Studentinnen aufgrund ihrer jeweiligen Kultur in die Seminare einbrachten, sowie die Beteiligung von Lehrenden aus England und Schweden haben unsere – deutsche – Perspektive auf die Soziale Arbeit erweitert.“ Die Internationalisierung in der Lehre erweitert demnach nicht nur die Sprachkenntnisse der Studierenden, sondern fördert ihre Fähigkeit, „die Standortgebundenheit der eigenen Perspektive“, von der auch die Hochschulrektorenkonferenz in ihrer Empfehlung spricht, kritisch zu reflektieren.

Neue Perspektiven und neue Sichtweisen treten immer dann auf, sobald Menschen unterschiedlicher Herkunft und Sozialisierung miteinander im Diskurs stehen. Und so betont Andrea Gavrilina, Leiterin International Office an der KSH, dann auch, „dass Mobilitäten und somit der internationale Austausch von Studierenden und Dozierenden eine sehr wichtige Maßnahme in der Internationalisierung der Hochschule sind.“ Seit dem Wintersemester 2015/16 gelang es dem International Office, beispielsweise, vier Gastprofessorinnen für jeweils ein Semester an der KSH zu engagieren. Im Winter 2015/16 gastierte Lucy Chale Kabakama von der St. Augustine University of Tanzania (SAUT) an der KSH, sie hielt an beiden Standorten Seminare zum Gesundheitssystem in Tanzania, über Primary Nursing, HIV und über weitere sexuell übertragbare Krankheiten (STDs). Im Wintersemester 2016/17 unterrichtete die Professorin Emine Onaran İncirlioglu, die bis 2015 an der Maltepe University in Istanbul als Professorin am Department of Sociology lehrte, zu Themen wie „Cultural Change“ and „Narrative of Ethnic Structure“ in München und in Benediktbeuern. Für das kommende Wintersemester 2017/18 wird die Gastprofessorin Nishi Mitra aus Mumbai in Indien erwartet. Andrea Gavrilina sieht den Mehrwert der Gastprofessur allerdings nicht nur in der Internationalisierung der Lehre, sie hebt auch die „akademische Vernetzung“ und die „Qualität der Hochschulpartnerschaften“ hervor, die sich durch Mobilität von Dozierenden intensiviert bzw. verbessert.

Wo Austausch stattfindet, findet Internationalisierung statt

Eine Internationalisierung findet, darüber hinaus, mit jeder Studienreise statt, die im Studienverlauf angeboten wird. Allein im Studienjahr 2016/17 fanden im Studiengang Soziale Arbeit an beiden Standorten mehrtägige oder auch mehrwöchige Studienreisen nach Ungarn, Israel, Italien, Schweden, in die USA oder nach Österreich statt. In der Organisation der Auslandsaufenthalte profitiert die KSH von ihren langjährigen Kontakten zu Hochschulen und Praxispartnern im inner- und auch außereuropäischen Bereich. Neben Studienreisen, Auslandssemestern oder Praktika gewinnen die Summer- & Winter Schools im internationalen Austausch an Bedeutung: so vermittelt das International Office immer mehr Studierende, die an einem (meist einwöchigen) Kurs zu einem spezifischen Themengebieten interessiert sind und den Kontakte zu NachwuchswissenschaftlerInnen aus anderen Ländern suchen. Ngulula Tumba (Student der Sozialen Arbeit in München), der in diesem Sommer vom 17.–21. Juli die Sardinia Summer School „The Future of Human Rights in Europe“ der Università di Sassari besuchte, wurde „für seinen lebendigen, kritischen und konstruktiven Beitrag während der didaktischen Veranstaltungen“ von einer Kommission der Summer School ausgezeichnet und erhält nun die Möglichkeit, für vier Tage in Brüssel die wichtigen europäischen Institutionen kennenzulernen, an Veranstaltungen bzw. Plenarsitzungen der Europäischen Kommission, des Rates der Europäischen Union und des Europäischen Parlaments teilzunehmen – und sich mit Kommissaren und Abgeordneten über die wichtigen Werte der EU, über Integration, EU-Staatsangehörigkeit und Menschenrechte zu verständigen.

Beitrag: Sibylle Thiede

Stets im Aufwind: 20 Jahre Erasmus an der KSH

20 Jahre Erasmus an der KSH: ein guter Anlass, um sich mit der Historie von „Erasmus“ an der Hochschule auseinanderzusetzen. Zu welcher Hochschule im europäischen Ausland knüpfte die KSH ihre ersten Kontakte? Was gab die Initialzündung dafür, dass die Hochschule mit ihrem International Office mittlerweile über 40 Partnerschaften zu Hochschulen in ganz unterschiedlichen Teilen Europas unterhält – und sich jedes Jahr immer noch mehr Studierende dafür entscheiden, einen Praktikumsplatz im Ausland anzunehmen oder an einer Partnerhochschule zu studieren?

Ein erster wichtiger Kontakt entstand zur Università Cattolica del Sacro Cuore an ihrem Standort in Mailand. Mitte der 90er-Jahre unterhielt Prof. Dr. Gerhard Vonlanthen, Professor in Benediktbeuern, der fließend Italienisch sprechen konnte, einen akademischen Austausch zu Professor Francesco Villa, der an der Università Cattolica del Sacro Cuore Sozialpolitik lehrte. 1996 organisierten Prof. Gerhard Vonlanthen mit seinen Kollegen Prof. Dr. Gerhard Kral, Prof. Dr. P. Franz Schmid und Prof. Dr. Hubert Jall dann die erste Studienreise an die mailändische Universität. Der Gegenbesuch fand noch im gleichen Jahr mit Studierenden von Prof. Francesco Villa, Prof. Cherubina Bertola und Prof. Luca Degani statt. Diese Studienreise weckte das Interesse und mobilisierte Studierende an beiden Hochschulen. Annamaria Cremona von der Università Cattolica del Sacro Cuore und Alessandra Bartoli, Studentin in Benediktbeuern, entschieden sich, für einen Austausch bzw. für ein praktisches Studiensemester an der jeweils anderen Hochschule. Gerhard Kral und P. Franz Schmid stellten daraufhin erfolgreich den Projektantrag für das „Erasmus Programm“ und Professor Kral wird der erste Erasmus-Hochschulkoordinator. Im Wintersemester 1997/98 war es dann soweit: Annamaria Cremona kam als erste „Incoming“ nach Benediktbeuern und absolvierte ihr Praktikum bei der Caritas Migrationsberatung in München – die damalige KSH-Studentin

Alessandra Bartoli wiederum immatrikulierte sich an der Università Cattolica del Sacro Cuore und absolvierte ihr Praktikum in einem Hospiz in Mailand.

Der Erfolg von Erasmus an der KSH: eine Gemeinschaftsaufgabe

Seither haben Andrea Gavrilina, Prof. Dr. Gerhard Kral, Prof. Dr. Peter Lenninger, Prof. Dr. P. Schmid das Programm institutionell aufgebaut und weiterentwickelt, unterstützt von Barbara Duc, Sabina Dörr, Carolina Espitia Gascon, Karin Unger und mehreren TutorInnen. Die Hochschule und ihre Mitglieder haben sehr bald verstanden, dass eine erfolgreiche Durchführung nur im Team funktionieren kann und so waren über die Jahre auf der leitenden, professoralen und der Verwaltungsebene viele Akteurinnen und Akteure beteiligt. Gefördert von der jeweiligen Hochschulleitung, haben von professoraler Seite insbesondere die StudiedekanInnen und die Prüfungskommissionsvorsitzenden – unterstützt von den Fachbereichsreferentinnen – das Erasmus-Programm für Theoriesemester möglich gemacht. Die Auslandsvorhaben im Rahmen des praktischen Studiensemesters wurde von den Leiterinnen und Leitern der Praxis-Center eng begleitet.

Eine Teilnahme an dozentischen und Mitarbeiter-Mobilitäten sind wichtig, um das Erasmus-Programm in alle Bereiche der Hochschule zu transportieren. Rege dozentische Mobilität und dadurch akademischer Austausch besteht insbesondere mit Madrid, Straßburg, Vac, Budapest, Sopron, Barcelona, Lund, Malmö und neuerdings auch Dublin. Besonders wichtig in der Internationalisierung ist, neben dem Austausch von Dozierenden, die Verwaltungsmobilität. Hier hat die KSH bereits viele Botschafter, die am Mobilitätsprogramm teilgenommen und eine Partnerhochschule im Ausland besucht haben: die KSH zählt im Bereich „staff mobility“ (STT) 27 Mitgliederinnen und Mitglieder, viele von ihnen waren bereits mehrfach im Ausland.

Katholische
Stiftungshochschule
München



University of Applied Sciences

20 Jahre ERASMUS an der KSH

Wer sich bewegt, bewegt sich, um...

... neue
Orte zu
erkunden

... andere
Menschen
kennen zu
lernen, Wissen
zu teilen und
voneinander
zu lernen

... Höhen
zu erklimmen,
Farben
zu erleben
und
zu träumen

... gemeinsam
Zeit zu
verbringen
und Diversität
zu leben



Meilensteine in den zwei Jahrzehnten von Erasmus an der KSH

1997/98

Die Università Cattolica del Sacro Cuore in Italien wird die **erste Partnerhochschule der KSH**, die Studentin Annamaria Cremona ist die erste „Erasmus Incoming“ und Alessandra Bartoli die erste „Erasmus Outgoing“ der Hochschule. Prof. Dr. Gerhard Kral wird der erste **Erasmus-Hochschulkoordinator** der KSH und im Laufe der Jahre ergeben sich weitere wichtige Partnerschaften zu Hochschulen in Europa: zur Università di Verona (Italien) über den Kontakt zu Prof. Giuseppe Tacconi, Salesianer Don Boscos und Absolvent der PTH Benediktbeuern und zu weiteren Hochschulen u. a. in den Ländern Slowenien, Spanien und Rumänien.

2004/05

Prof. Dr. Peter Lenninger wird Auslandsbeauftragter und **Erasmus-Hochschulkoordinator**. Sabine Dörr übernimmt die Position als Sachbearbeiterin für das Praxis-Center und das International Office.

Die KSH baut ihren Kontakt zu Partnern in Europa stetig aus. **Mittlerweile hat die Hochschule im Bereich der Sozialen Arbeit ein Netzwerk mit über 16 Partnerhochschulen aufgebaut**, davon

- 4 in Italien (Università di Bologna, Università Cattolica del Sacro Cuore in Mailand, Università degli Studi Sour Orsola Benincasa Napoli in Salerno und Università degli Studi di Verona)
- 1 in Finnland (Seinäjoen Ammattikorkeakoulu, Senajöki)
- 2 in Frankreich (ESTES/Ecole Supérieure en Travail Educatif et Social in Straßburg, Université Catholique de Lille)
- 1 in Norwegen (Høgskolen i Nord-Trøndelag in Steinkjer)
- 1 in Portugal (Universidade Fernando Pessoa in Porto)
- 1 in Rumänien (Universitatea Transilvania din Brasov)
- 1 in der Schweiz (Fachhochschule Nordwestschweiz in Basel/Olten)
- 1 in Slowenien (Univerza v Ljubljani)
- 2 in Spanien (Universidad Complutense de Madrid)
- 1 in der Türkei (Hacettepe Üniversitesi in Ankara)
- 1 in Ungarn (Apor Vilmos Katolikus Foiskola in Vac)

2008

Andrea Gavrilina wird Referentin International Office und 2010/11 **Erasmus-Hochschulkoordinatorin**. Das Deputat des Auslandsbeauftragten wird an die StudiendekanInnen in den drei Fachbereichen Pflege, Soziale Arbeit München und Soziale Arbeit Benediktbeuern übergeben.

Im akademischen Jahr 2009/10 studieren 3 KSH-StudentInnen für ein Semester an einer Partnerhochschule und 6 KSH-StudentInnen absolvieren ein Praktikum. Im Vergleich dazu sind es im akademischen Jahr 2012/13 bereits 23 KSH-Studierende, die sich für ein Semester an einer Partnerhochschule studieren und 10 KSH-Studentinnen und Studenten, die im europäischen Ausland ein Praktikum absolvieren. **Die Zahlen zeigen, dass das Interesse an einem Auslandsaufenthalt stetig wächst:** Im akademischen Jahr 2016/17 waren es dann bereits 31 KSH-Studierende, die ein Theoriesemester an einer Partnerhochschule absolvierten und 20 KSH-Studentinnen und Studenten, die sich für ein Praktikum im europäischen Ausland entschieden haben.

2012

Erste Partnerschaften im Bereich Pflege/Nursing mit der Professionshøjskolen Metropol in Kopenhagen (Dänemark), der Turun ammattikorkeakoulu in Turku (Finnland), der Züricher Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW in Winterthur (Schweiz) und der Fachhochschule St. Gallen (Schweiz).

2013

Das International Office baut die Teilzeitstelle der **Teamassistentz** auf. Karin Unger besetzt diese Stelle bis 2015, im Jahr 2016 wird Barbara Duc die Nachfolgerin.

2014

Erste **Partnerschaft im Bereich „Early Childhood Education“** mit der Gotenborg Universitet in Göteborg (Schweden).

2014/15

Im Wintersemester startet das Studienprogramm **auf Englisch (30 ECTS) im Studiengang Soziale Arbeit am Hochschulstandort München**, zwei Studierende der Partnerhochschulen Sveu ilište u Zagrebu in Zagreb (Kroatien) und Universidad de Granada (Spanien) nehmen teil. In den folgenden Jahren steigt die Zahl der Teilnehmenden stetig an bzw. pendelt sich auf ein gutes Niveau ein:

- Wintersemester 2015/16: 8
- Wintersemester 2016/17: 12
- Wintersemester 2017/18: 9

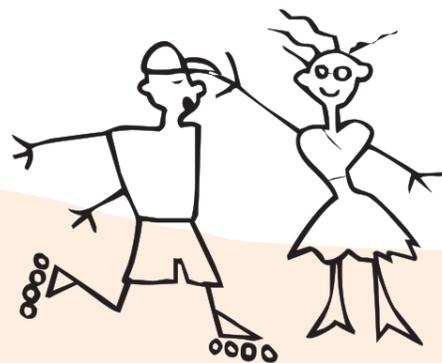
2017

Im Sommersemester beginnt das Studienprogramm (30 ECTS) auf **Englisch im Studiengang Soziale Arbeit am Hochschulstandort Benediktbeuern**, vier Studierende der Partnerhochschulen Sveuilište u Zagrebu in Zagreb (Kroatien), Universidad de Granada (Spanien), Universidad de Barcelona (Spanien) und der Stockholm Universitet (Schweden) nehmen teil.

Stand Juli 2017: insg. 41 Partnerhochschulen:

- | | |
|-----------------|---------------------------|
| 1 x Dänemark | 2 x Portugal |
| 2 x Finnland | 3 x Schweiz |
| 4 x Frankreich | 4 x Schweden |
| 4 x Italien | 1 x Slowenien |
| 1 x Kroatien | 5 x Spanien |
| 2 x Niederlande | 2 x Tschechische Republik |
| 2 x Österreich | 2 x Türkei |
| 1 x Polen | 4 x Ungarn |

KSH





STT staff mobility – teaching training

SLIEMA, MALTA

Stefanie Lohmann, Referentin Praxis-Center München (Soziale Arbeit), Leitung Studienservice I
Wann: 25.11.2016–26.11.2016
Wo: St. Patrick's Salesian School
Warum: Besuch des Kooperationspartners
Die Kooperation: Seit dem Start der Kooperation im Sommersemester 2012 waren insgesamt 11 Studierende des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit für Praxis II dort

LILLE, FRANKREICH

Johanna Gießing, Teilbibliothek Religionspädagogik, Campus Benediktbeuern
Wann: 13.03.2017–15.03.2017
Wo: Université Catholique de Lille
Warum: Besuch der Bibliothek, kollegialer Austausch

DUBLIN, IRLAND

Prof. Tanja Kleibl, Professorin für Soziale Arbeit
Wann: 18.05.2017–19.05.2017
Wo: Dublin City University, Trinity College Dublin, Irish Refugee Council (IRC)
Warum: Anbahnungsgespräche, Erasmus-Vertrag mit dem Trinity College Dublin für Dozenten- und Mitarbeiter-Mobilität, Stellen für Praxis II BA Soziale Arbeit beim IRC

DUBLIN, IRLAND

Martina Sumser, Abteilungs-koordinatorin Benediktbeuern
Wann: 18.05.2017–19.05.2017
Wo: Salesian's of Don Bosco Irland
Warum: Anbahnungsgespräche, Stellen für Praxis II BA Soziale Arbeit bei Einrichtungen den Salesianern Don Boscos

LJUBLJANA, SLOWENIEN

Patrizia Schegg, Bibliothekarin Bibliothek München
Wann: 15.05.2017–17.05.2017
Wo: University of Ljubljana
Warum: International Staff Week mit KollegInnen aus ganz Europa, die an Hochschulbibliotheken arbeiten

SASSARI, ITALIEN

Tiziana Cossu, Referentin der Verwaltungsdirektion
Wann: 12.06.2017–13.06.2017
Wo: Università di Sassari
Warum: Kennenlernen der Universität und kollegialer Austausch

STA staff mobility – teaching assignments

VAC, UNGARN

Susanne Filesch
Wann: 03.04.2017–04.04.2017
Wo: Apor Vilmos Katolikos Föiskola
Warum: Seminar Sozialtherapeutisches Rollenspiel

MALMÖ, SCHWEDEN

Prof. Dr. Luise Behringer, Professorin für Psychologie in der Sozialen Arbeit
Wann: 16.11.2016–18.11.2016
Wo: University of Malmö
Warum: Vorträge zum Thema „Frühe Hilfen in Deutschland“

STRASSBURG, FRANKREICH

Prof. Dr. Andreas Schwarz, Dekan Soziale Arbeit München
Wann: 07.11.2016–10.11.2016
Wo: Ecole Supérieure en Travail Educatif et Social (ESTES)
Warum: Studienreise mit Vertiefungsbereich (Soziale Arbeit in politischen Bezügen), Vortrag zum Thema „Populismus – Eine Gefahr für Europa“

MADRID, SPANIEN

Prof. Dr. Helga Zsolnay-Wildgruber, Professorin für Sozialarbeit und Sozialpädagogik
Wann: 11.05.2017–12.05.2017
Wo: Universidad Complutense de Madrid
Warum: Vortrag zum Thema „Migrationssituation in Deutschland und die Wichtigkeit interkultureller Kompetenzen in der Sozialen Arbeit“

BARCELONA, SPANIEN

Prof. Dr. Sabine Pankofer, Professorin für Psychologie in der Sozialen Arbeit
Wann: 03.05.2017–05.05.2017
Wo: Universidad de Barcelona
Warum: Einrichtungsbesuch Bezirkssozialarbeit in Badalona (drei Studierende für Praxis II vor Ort), Vorträge zur Situation von Mädchen in einer freiheitsentziehenden Maßnahme der Jugendhilfe in Deutschland und zum deutschen System der Hilfen für Kinder im Alter von 0–3 Jahren

Ein starker Mehrwert für beide Seiten: der Ausbau der Kooperation von IF und seinen langjährigen Praxispartnern



Das Institut für Fort- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung (IF) hat seine Kooperation mit dem Katholischen Pflegeverband e. V. (KPV), Landesgruppe Bayern, dem Katholischen Krankenhausverband in Bayern e. V. (KKVB) und der Caritas-Gemeinschaft weiter ausgebaut. Noch stärker als bisher, so der Wunsch aus Praxis und Hochschule, sollen die sich hieraus ergebenden Synergieeffekte in der Fort- und Weiterbildung genutzt und das gemeinsame Netzwerk vergrößert und intensiviert werden.

Bereits im Sommer 2006, vor mehr als 10 Jahren, baute das Institut in der Ausgestaltung seines Fort- und Weiterbildungsprogramms erste, nachhaltige Kontakte zu den katholischen Verbänden auf. In den Anfängen der Kooperation wurde zusammen mit dem KPV und dem KKVB ein gemeinsamer Zertifikatskurs konzipiert, durchgeführt und evaluiert, der sich an Lehrende in der Pflege ohne akademischen Abschluss richtete. Intention war es, nichtakademischen Lehrkräften eine wissenschaftliche Arbeits- und Denkweisen für den Unterricht an Pflegeschulen zu vermitteln und eine Akzeptanz für wissenschaftliche Zugänge zu schaffen. PflegepädagogInnen waren damals noch nicht im Fokus, da die erste Kohorte gerade erst ihr Studium an der KSH beendet hatte. Der Wunsch nach

gemeinsamer Weiterqualifizierung ging bereits in den ersten Kooperationsjahren auf: Der Kurs, der aus 3 Modulen, einer Lernwerkstatt und einer Prüfung, bestand, konnte in der Zeit von 2007 – 2010 mehrfach erfolgreich durchgeführt werden und mündete später in Einzelangeboten. Start der Kooperation mit der Caritas-Gemeinschaft war in 2010; hier wurden (und werden bis heute) jährliche Fachtagungen im Bereich der Altenpflege konzipiert und angeboten.

Der Stellenwert, den die Zusammenarbeit mit den Praxispartnern für die Hochschule einnimmt, ist hoch: „Wir sind als Hochschule für angewandte Wissenschaften auf den Kontakt zur Praxis und den Berufsverbänden angewiesen, denn nur so sind wir in der Lage, unser Fort- und Weiter-

bildungsangebot in der Pflege bedarfsorientiert zu gestalten und zu entwickeln. Durch die unterschiedlichen Ausrichtungen unserer Partner, erzielen wir sehr gute Synergieeffekte, profitieren von einer breiteren Öffentlichkeit und einem größeren Netzwerk. Das IF hat bis dato, im Vergleich zum Spektrum in der Sozialen Arbeit, nur wenige eigene spezifische Angebote für beruflich Pflegende. Zudem gelingt es uns durch die Anbindung an unsere Praxispartner, die Durchlässigkeit im Bildungssektor zu erhöhen. Noch immer sind viele Pflegefachpersonen voller Vorbehalte, wenn es um ihre akademische (Weiter-)Qualifizierung geht. Die demografischen Entwicklungen und der einhergehende Bedarf in der pflegerischen Versorgungsstruktur lassen es aber dauerhaft nicht mehr zu, die Pflege nur als ‚Handarbeit‘ zu verstehen. Hier müssen wir mit der Praxis an einem Strang ziehen, deswegen halten wir an unseren bestehenden Kooperationen nicht nur fest, sondern sind auch an einer stetigen Intensivierung interessiert“, erklärt Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz, stellvertretende Direktorin des Instituts.

Eine Win-win-Situation für beide Seite

Für die Verbände und die Caritas-Gemeinschaft bedeutet die Kooperation wiederum, dass sie den Anschluss an die Wissenschaft haben; postgraduierte und auch andere Fort- und Weiterbildungsangebote mitgestalten können; die Möglichkeit haben, praxisrelevante Themen in Fachtagungen und Dialogforen einzubringen; ihre Kontakte zu WissenschaftlerInnen ausbauen und auch gesellschaftliche Trends, wissenschaftlich basiert, abfragen können. „Gemeinsam bilden wir den größeren ‚think tank‘ und gestalten die

Pflegезukunft miteinander, nicht nebeneinander“, betont die stellvertretende IF-Direktorin. Die thematischen Bereiche, die seit Kooperationsbeginn gemeinsam bearbeitet werden, erstrecken sich von Pflegepädagogik, über Pflegemanagement bis hin zur generalistisch verstandenen Pflegepraxis; bearbeitet werden die Inhalte durch gemeinsame Zertifikatskurse, Fortbildungen (meist zweitägig) und Fachtagungen, die sich seit vielen Jahren in Fachkreisen bewähren und entsprechend nachgefragt werden. Sichtbar nach außen wird die Kooperation bisher aber eigentlich nur im Untertitel: „Unser Ziel ist es, die PR-Arbeit in den kommenden Jahren ausbauen. Wenn wir Veranstaltungen anbieten, sind die Kooperationspartner und die Einrichtungen zwar namentlich und mit Logo auf den Flyern und im Programmheft aufgeführt, über weitere Instrumente einer übergeordneten Vermarktung müssen wir aber noch nachdenken.“ Von der „sehr guten, konstruktiven und kreativen Zusammenarbeit im Wissenstransfer“, wie Professorin Uzarewicz die engen Kontakte zu den Kooperationspartnern beschreibt, profitierte auch die Forschung an der Hochschule. So entstand beispielsweise das Interreg-Projekt „Pflege: Ein Arbeitsmarkt der Zukunft“, bei dem der KPV die Leadpartnerin auf deutscher Seite war.

Beitrag: Sibylle Thiede

Neu im IF-Fort- und Weiterbildungsprogramm: Hilfreiche Begegnung mit Menschen in suizidalen Krisen



Mit der Fortbildung „Krisenintervention und Suizidprophylaxe – hilfreicher Umgang mit suizidalen Klienten“ traf das IF auf Antrieb einen Nerv: Die Veranstaltung im März 2017 war, obwohl sie am IF zum ersten Mal angeboten wurde, sofort ausgebucht. Ziel des sehr praxisorientierten und interaktiven Seminars ist es, die eigene Kompetenz im Umgang mit suizidalen Menschen in verschiedenen psychosozialen und sozialpsychiatrischen Arbeitsfeldern zu erweitern. Dr. med. Ulrike Wegner, Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie, Beraterin bei „Die Arche“ und „Suizidprävention und Hilfe in Lebenskrisen e.V. München“, leitet die Fortbildung. Sie begleitet täglich Menschen mit suizidalen Tendenzen auf dem Boden einer großen Bandbreite von Lebensumständen und psychisch-psychiatrischen Auffälligkeiten. Im Interview spricht sie über ihre Motivation; über Signale von Menschen, die vorhaben, sich das Leben zu nehmen und auch darüber, wie wichtig es ist, das Thema in unserer Gesellschaft zu enttabuisieren.

Warum dieses Thema? Was war Ihre Motivation, sich mit diesem Thema zu beschäftigen?

Eigentlich hat mich beruflich das Thema Krise und Krisenintervention schon immer interessiert. Während meiner klinischen Berufstätigkeit habe ich gerne in der Notfallambulanz gearbeitet und bin dort oft auf Menschen in akuten psychischen Krisen getroffen. Menschen in psychischen Krisen – insbesondere Betroffene mit einer psychiatrischen Erkrankung im Hintergrund – reagieren nicht selten suizidal. Eine suizidale Krise ist eine existenziell bedrohliche Situation und die Suizidalität nur als Symptom einer z. B. Depression zu verstehen, erschien mir schon immer zu kurz gegriffen. Ich wollte die verschiedenen Formen von Suizidalität und die dahinter liegenden Motive der Menschen verstehen. Nicht erst seit ich in der Arche tätig bin, einer Beratungsstelle für Menschen in schweren und insbesondere in suizidalen Krisen, erlebe ich, wie hilfreich das offene, nicht-wertende Gespräch über suizidale Gedanken, Impulse oder Handlungen ist und wie wichtig es für die Betroffenen sein kann, sich in der aktuellen Krise selbst besser zu verstehen. Das sind oft sehr lebendige und dem Leben zugewandte Auseinandersetzungen. **Jeder Suizid erschüttert die Mitmenschen von Grund auf und ist bis heute ein gesellschaftliches Tabu. Was ist so dramatisch am Freitod? Könnte die Gesellschaft das nicht auch als eine bewusst getroffene Entscheidung einer Person akzeptieren?** Bei jedem vollendeten Suizid gehen wir davon aus, dass mindestens sechs Nahestehende unmittelbar mitbetroffen sind, oft selbst in eine schwere Krise geraten oder teilweise sogar selbst suizidal reagieren. Die Tabuisierung des Suizids ist gerade auch für diese Angehörigen oft eine schwere Belastung, da sie erleben, dass ihnen Mitmenschen ausweichen und sie im Freundes- und Bekanntenkreis manchmal wenig Unterstützung erfahren, die sie aber oft dringend bräuchten. Die Betroffenen, wiederum, sind in den seltensten Fällen so frei bestimmt in ihrem Handeln wie es der Begriff ‚Freitod‘ suggeriert. Sehr viel



Dr. med. Ulrike Wegner, Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie

häufiger ist die Suizidalität Folge einer subjektiven Einengung in einer ausweglos und hoch belastend erlebten Lebenssituation. Sich das Leben zu nehmen, erscheint oft als letzte Rettung. Diese Menschen brauchen Hilfe, gegebenenfalls auch professionelle Unterstützung, um im besten Fall ihre Suizidalität zu überwinden und ohne diese Belastung weiter leben zu können. Eine weitergehende Enttabuisierung des Redens über suizidale Absichten wäre vor diesem Hintergrund auch für sie hilfreich.

Sicher gibt es auch Menschen, die ohne Einschränkung ihrer freien Willensbestimmung und ganz bewusst den Suizid wählen, um ihrem Leben vorzeitig ein Ende zu setzen. In der Meinung der Fachleute ist das allerdings ein – gegenüber dem gerade beschriebenen – deutlich selteneres Phänomen. Und das wird in unserer Gesellschaft in meiner Wahrnehmung nach auch zunehmend toleriert, was sich übrigens auch in der Gesetzgebung zum Thema ‚Selbstgefährdung‘ niederschlägt.

Kündigen Menschen, die Suizidgedanken haben, ihre Entscheidung an oder gibt es eindeutige Signale, die man als nahestehender Mensch erkennen kann?

Viele Menschen senden Hinweise auf ihre innere Notlage aus, die aber von den Nahestehenden und auch professionellen Helferinnen und Helfer oft schwer wahrzunehmen und zu deuten sind. Oft sind die Signale ‚zu gut verpackt‘. Suizidalität ist in vielen Fällen verbunden mit einer großen

inneren Ambivalenz: Einerseits ertrage ich mein Leben so nicht mehr, andererseits wünsche ich mir, in meiner Not gesehen zu werden, bin aber auch beschämt über meine psychische Verfassung und will meine Angehörigen nicht zu sehr mit meinem inneren Drama belasten. In dieser psychischen Situation sind die gesendeten Signale oft sehr klein oder werden erst, wenn der Suizid schon geschehen ist, als solche erkennbar.

Signale können sich bspw. darin zeigen, dass der/die Betroffene sich mit dem Thema Lebenssinn, Tod, Sterben, der Endlichkeit beschäftigt, seine Dinge ordnet, für den Todesfall vorsorgt, ein Testament schreibt, Gegenstände verschenkt oder sich bei einem Treffen in besonderer Weise verabschiedet. Aber auch eine plötzliche Leichtigkeit und Unbeschwertheit nach einer längeren Krisenzeit kann ein Hinweis auf den Entschluss zum Suizid sein (‚Endlich weiß ich einen Ausweg!‘). Wir wissen auch, dass ein Teil der Menschen, die sich das Leben genommen haben, in den Wochen zuvor häufiger zum Arzt gingen, dort aber nicht über ihre suizidalen Gedanken sprachen, sondern wechselnde, unspezifische körperliche Beschwerden beklagten.

Kann auf ein solches Thema an einem Seminartag ausreichend eingegangen werden?

Die angebotenen Fortbildungen sind ja für Professionelle im psychosozialen Feld bzw. in der Altenhilfe gedacht. Sie haben oft schon mit Menschen mit Todeswunsch oder mit suizidalen KlientInnen zu tun und gehen mit diesen Situationen auch um, fühlen sich aber unsicher oder manchmal auch überfordert. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass auch jahrelange Erfahrung im Kontakt mit suizidalen Menschen und viel Wissen rund um das Thema nicht davor bewahren, Verunsicherung, Druck und Überforderungsgefühle in der Begegnung mit Menschen in suizidalen Krisen zu erleben – vielleicht einfach etwas seltener. Der Wunsch, der in diesen Fortbildungen oft an mich herangetragen wird, ist es, mehr Sicherheit im Erfragen und

Einschätzen der Suizidalität von Hilfesuchenden zu gewinnen, sich mit der eigenen Verantwortlichkeit auseinanderzusetzen und die eigenen Handlungsspielräume zu erweitern. Entsprechend sind die Fortbildungen sehr praxisnah aufgebaut mit Übungen und Fallbesprechungen. Dafür ist eine Tagesfortbildung nicht erschöpfend, aber ausreichend.

Das Interview führte Karin Rothmund (August 2017).

Das Thema wird am IF in 2018 fortgeführt:

Aufgrund der positiven Resonanz wird der Kurs „Krisenintervention und Suizidprophylaxe – hilfreicher Umgang mit suizidalen Klienten“ auch am 16. März 2018 angeboten. Darüber hinaus griff das IF im November 2017 das Thema in einem eintägigen Kurs auf, der sich auf die Sterbe- und Suizidwünsche alter Menschen fokussierte: In der Kooperationsveranstaltung „Wenn das Altwerden zur Last wird – Umgang mit Sterbe- und Suizidwünschen im Alter“ mit der Caritasgemeinschaft für Pflege- und Sozialberufe e.V., dem Katholischen Pflegeverband e.V. und dem Katholischen Krankenhausverband e.V. wurde auf die Tatsache eingegangen, dass von den mehr als 10.000 Menschen, die sich jährlich in Deutschland das Leben nehmen, mehr als 40 Prozent 60 Jahre und älter sind. Wer alte Menschen beruflich begleitet, sollte demnach professionell auf Sterbe- und Suizidwünsche vorbereitet sein. Auch dieser Kurs wird am 16. November 2018 fortgeführt.

IF Fort- und Weiterbildung Sozialbetriebswirt/Sozialbetriebswirtin Zertifikat zum Führen

Praxisnah und persönlichkeitsbildend:
Die KSH bietet mit dem Jugendinstitut Gauting eine berufsbegleitende Ausbildung an, die auf Management-Aufgaben vorbereitet.

Betriebswirtschaftliches Knowhow erwerben, sich persönlich weiterentwickeln, Kontakte aufbauen – Claudia Mayer hatte sehr genaue Vorstellungen, was ihr eine Weiterbildung bringen sollte. Nach ihrem Studium der Sozialen Arbeit leitete sie an der KSH ein Drittelmittelprojekt und merkte schnell, dass sie „etwas nachholen“ musste: „Im Studium war die betriebswirtschaftliche Seite nicht sehr ausgeprägt. Mir fehlte Wissen, was den Umgang mit Zahlen angeht.“ Sie nahm die berufsbegleitende Ausbildung zum Sozialbetriebswirt/ zur Sozialbetriebswirtin auf, die das Institut für Fort- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung (IF) an der KSH zusammen mit dem Jugendinstitut Gauting anbietet. „Die Ausbildung eignet sich für alle, die in der Sozialarbeit bereits einige Jahre Berufserfahrung sammeln konnten und sich in Richtung Leitungspositionen bewegen wollen. Sie eröffnet einen anderen Blick auf die soziale Arbeit“, sagt Prof. Dr. Bernhard Lemaire, Direktor des IF. In zwei Jahren erarbeiten sich die TeilnehmerInnen das Rüstzeug, um in sozialen Einrichtungen wirtschaftliche Verantwortung übernehmen zu können. „Ich habe darin große Entwicklungsmöglichkeiten für mich gesehen“, sagt Claudia Mayer.

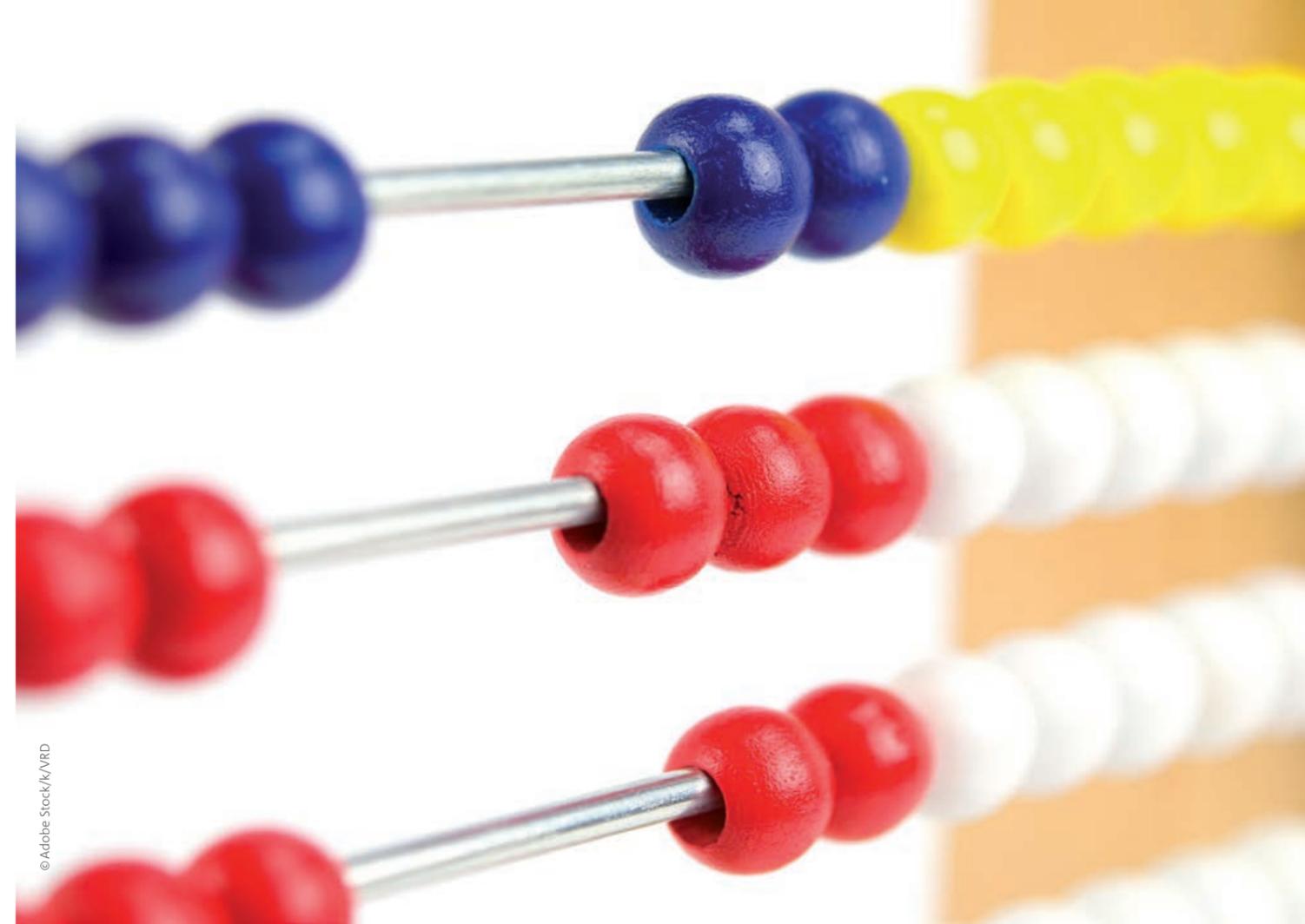
Der Kurs war ihr von verschiedenen Seiten empfohlen worden. Viele Absolventinnen und Absolventen erzählen offen davon, wie sehr sie von der Ausbildung profitiert haben. So auch David Eisert, der den Kurs im Jahr 2014 abgeschlossen hat. Für ihn war sie „der ideale Einstieg“ ins Management von Non-Profit-Organisationen. Der Sozialbetriebswirt ist heute beim Kreisjugendring München-Land verantwortlich für Controlling und Personalprozessmanagement. Dr. Ralph Neuberth ist als Kursleiter häufig Zeuge solcher Berufsbiographien: „Es gibt einen hohen Grad der beruflichen Veränderung unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Viele wechseln bereits während des Kurses auf neue Positionen“. Absolventinnen und Absolventen arbeiten beispielsweise inzwischen als Leiter eines Jugendbildungs-

und Tagungshauses, als Vereinsgeschäftsführerin und als Kreisgeschäftsführerin der Caritas.

Im Berufsalltag umsetzbar

Die Ausbildung zum Sozialbetriebswirt wird berufsbegleitend angeboten, und das ist auch inhaltlich zu verstehen: Was im Kurs erarbeitet wird, ist direkt in den Arbeitsalltag übertragbar. „Die unmittelbare praktische Anwendbarkeit der Inhalte ist ein wichtiges Markenzeichen unserer Ausbildung, gerade im Vergleich zu manchen Masterangeboten an Hochschulen“, sagt Ralph Neuberth. Die Praxisnähe ist fester Bestandteil im Kurs: Jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer erarbeitet während der Ausbildung ein eigenes Projekt. Das hat den Vorteil, dass die fachlichen Inhalte nach und nach direkt am eigenen Projekt umgesetzt werden können. Momentan hat sich eine Kursteilnehmerin zum Beispiel zum Ziel gesetzt, eine neue Einrichtung für unbegleitete minderjährige Geflüchtete aufzubauen. „Am Ende des Kurses lässt sich ein fertiges Projekt direkt in die Anwendung überführen, was in vielen Fällen auch gemacht wird.“

Claudia Mayer hat im Rahmen des Kurses als Projekt ein Konzept weiterentwickelt, wie eine Weiterbildung für SozialpädagogInnen mit Abschluss im Ausland ausgebaut werden kann. Ausgangspunkt war ihre Erfahrung als Projektleiterin des Weiterbildungsstudiums „Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern“ an der KSH, das sich an InhaberInnen ausländischer sozialpädagogischer Studienabschlüsse richtet. Nach erfolgreichem Abschluss des einjährigen Brückenseminars sind sie befugt, in Deutschland den Titel „staatlich anerkannte/r Sozialpädagoge/ Sozialpädagogin“ zu führen. Die Bewerberzahlen auf dieses Seminar waren stets so hoch, dass nicht alle InteressentInnen aufgenommen werden konnten. Claudia Mayer hat daher in ihrer Projektarbeit am Jugendinstitut Gauting mögliche Szenarien entwickelt, wie der Kurs auch bei höheren Teilnehmerzahlen finanziert werden kann.



© Adobe Stock/VRD

Führen lernen

Neben der Praxisnähe überzeugt Bernhard Lemaire, „dass im Kurs nicht nur auf die reine Wissensvermittlung, sondern auch auf Persönlichkeitsbildung und Selbstreflexion geachtet wird. Durch Supervision und Coaching erfahren die Teilnehmenden viel über sich und ihre Wirkung als Vorgesetzte, sodass das eigene Bild der Person als Gegenstand der Reflexion ins Spiel kommt. Das hat man sonst nicht in Managementweiterbildungen.“ In kleinen Gruppen von bis zu sieben Personen erarbeiten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Coaching-Seminaren ein individuelles Entwicklungsprofil, um sich auf die Übernahme von Führungsverantwortung vorzubereiten. Sie besprechen Fälle aus der Praxis und üben Gesprächssituationen. „Es gibt nicht die ideale Führungskraft“, sagt Ralph Neuberth. „Wenn man in der Position einer Führungskraft ist, ist es wichtig, sich selbst zu reflektieren. Man sollte in der Lage zu sein, Neues auszuprobieren und sich weiterzuentwickeln.“ Im Rahmen der Coaching-Seminare setzten sich die TeilnehmerInnen daher damit auseinander, mit welcher Haltung sie Verantwortung

wahrnehmen. Claudia Mayer schätzt diesen Aspekt der Ausbildung: „Gerade die Coaching-Einheiten sind für mich ein unglaublicher Mehrwert, sie viel haben mit einem selbst zu tun.“

Kollegialer Austausch

Claudia Mayer ist nun in ihrem zweiten Ausbildungsjahr. Wie bei vielen anderen TeilnehmerInnen hat sich auch für sie eine berufliche Veränderung ergeben. Sie arbeitet inzwischen an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Die Ausbildung kann sie gut mit ihrem beruflichen Alltag vereinbaren, da sie Teilzeit arbeitet. Es ist jedoch auch möglich, die Ausbildung begleitend zu einer Vollzeitstelle zu machen. 19 Präsenzseminare sind insgesamt innerhalb des zweijährigen Kurses vorgesehen. Sie finden jeweils von Donnerstag bis Samstagmittag statt. „Das ist gut, da man dadurch noch etwas vom Wochenende hat“, sagt Claudia Mayer. Neben den Seminaren ist auch Eigenarbeit von zuhause nötig, etwa für das Schreiben von Hausarbeiten und das Lernen auf Prüfungen. Dafür fallen noch einmal etwa vier Wochenstunden an.

Beim Lernen von daheim können sich die Teilnehmenden auch auf einer E-Learning-Plattform zusammenschließen.

Ralph Neuberth ist es wichtig, dass die Onlineplattform nur ein Zusatzangebot ist, während die Präsenzveranstaltungen gemeinsames Lernen vor Ort und kollegialen Austausch ermöglichen: „Das ist ein Pluspunkt unserer Ausbildung, verglichen mit Fernstudiengängen“. Die Seminare finden im Institut in Gauting mit Unterkunft und Verpflegung statt. Das kommt bei den TeilnehmerInnen gut an: „Man kann sich so ganz auf die Inhalte konzentrieren“, sagt etwa Claudia Mayer. Abends ist dann Gelegenheit für den kollegialen Austausch und gemeinsame Freizeitaktivitäten.

Mehr BewerberInnen als Plätze

Die Kosten für die Ausbildung liegen bei insgesamt 6800 Euro beziehungsweise bei 6400 für Fachkräfte in der Jugendarbeit. „Viele Arbeitgeber leisten mehr als den üblichen Fortbildungszuschuss. Manche unterstützen die Fortbildung sogar voll“, sagt Ralph Neuberth. Es gebe aber auch TeilnehmerInnen, die ganz unabhängig von ihrem Arbeitgeber den Kurs organisieren. „Manche Teilnehmerinnen oder Teilnehmer stemmen das ganz alleine mit hohem Engagement, sie müssen nicht nur die Kosten, sondern auch die Zeiten der Freistellung selber tragen.“ Ralph Neuberth empfiehlt bei Interesse an der Fortbildung, frühzeitig mit dem Arbeitgeber darüber zu sprechen. Seine Erfahrung, die er durch die Berufsbiographien seiner AbsolventInnen bestätigt sieht, ist: „Arbeitgeber schätzen diese Weiterqualifikation.“

Claudia Mayer, die mit so hohen Erwartungen an die Ausbildung gestartet ist, ist mit ihrer Entscheidung rückblickend sehr zufrieden: „Es hat sich alles bewahrheitet.“ 2018 wird sie die Fortbildung zur Sozialbetriebswirtin abschließen. Wie es für sie dann mittelfristig beruflich weitergehen soll, auch darüber hat sie genaue Vorstellungen: „Ich möchte Aufgaben im Projektmanagement übernehmen und mein

Wissen und Können einsetzen, vor allem, was die Akquise von Drittmitteln angeht.“ Die KSH als ihr bisheriger Arbeitgeber hat davon schon profitiert. Bei dem Brückenseminar, das Claudia Mayer leitete und an dem so großer Zulauf besteht, kommen nun bereits mehr Bewerberinnen und Bewerber zum Zug.

Beitrag: Nicola Holzapfel

Links:

Der nächste Lehrgang zum Sozialbetriebswirt am Jugendinstitut Gauting beginnt im März 2018. Voraussetzung für die Teilnahme ist ein abgeschlossenes Fachhochschulstudium als SozialpädagogIn (beziehungsweise ein vergleichbarer Hochschulabschluss) oder eine Fachschulabschulung, etwa zur Erzieherin/zum Erzieher sowie in beiden Fällen eine mindestens dreijährige Berufserfahrung. <https://www.institutgauting.de/seminare/2018-sozialbetriebswirtin-if/> oder Fort- und Weiterbildungsangebot unter www.ksh-muenchen.de

Informationen zum Internationalen Brückenseminar an der KSH: www.ksh-muenchen.de, Angebote für BildungsausländerInnen

Kontakt:

Professor Dr. Bernhard Lemaire
IF Institut für Fort- und Weiterbildung
Forschung und Entwicklung der KSH
Telefon 089-48092-1260
E-Mail: bernhard.lemaire@ksh-m.de

Dr. Ralph Neuberth
Institut für Jugendarbeit Gauting
Telefon 089-89 32 33-15
E-Mail: neuberth@institutgauting.de

Neuberufungen (bis Oktober 2017)

Lehre



Tina Friederich, Campus München, ist seit April 2017 Professorin im Fachbereich Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Kindheitspädagogik für das Projekt BEFAS (Bildung und Erziehung für ausländische Studierende). Sie studierte Wirtschaftspädagogik an der Universität Mannheim und arbeitete nach ihrem Diplom zunächst im Journalismus. Nach einem dreijährigen Frankreichaufenthalt war sie ab 2006 in verschiedenen Projekten am Deutschen Jugendinstitut e. V. tätig, wo sie sich auf den Bereich Frühe Kindheit spezialisierte. Seit 2009 war sie im Projekt Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (WiFF) beschäftigt, im Rahmen dessen sie mit einer Theoriearbeit zum Thema Professionalisierung frühpädagogischer Fachkräfte an der Ludwigs-Maximilians-Universität München 2016 promovierte. Sie war Lehrbeauftragte an der KSFH sowie der HS München und Stipendiatin des Forschungskollegs Frühkindliche Bildung der Robert Bosch Stiftung. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Professionalisierung, Inklusion, Sprachliche Bildung und die Zusammenarbeit mit Eltern.



Christian Ghanem, Campus Benediktbeuern, ist seit Sommersemester 2017 in Vertretung für Ursula Unterkofler Inhaber der Professur Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit. Nach einer Ausbildung zum Heilerziehungspfleger studierte er Soziale Arbeit an der Ostbayerischen Technischen Hochschule Regensburg. Nach dem Masterstudium Angewandte Sozial- und Bildungswissenschaften mit dem Vertiefungsbereich Angewandte Wissenschaften der Sozialen Arbeit an der KSH und einer mehrjährigen Tätigkeit in der Bewährungshilfe, promovierte Christian Ghanem in dem internationalen Doktorandenkolleg ‚REASON‘ (Scientific Reasoning and Argumentation) an der Ludwig-Maximilians-Universität München in Kooperation mit der Technischen Universität München und der KSH. Sein Forschungsinteresse liegt auf Themen aus den Bereichen Resozialisierung, Sozialer Netzwerkanalyse, Internationalisierung der Sozialen Arbeit, Wissenschaftsforschung und professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit.



Clemens Koob, Campus München, ist seit dem Sommersemester 2017 Professor für Management in Pflege und Gesundheit. Clemens Koob hat Betriebswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Strategie, Organisation und Marketing an der Universität St. Gallen (HSG) studiert. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter forschte und lehrte er im Anschluss am Institut für Strategische Unternehmensführung der Ludwig-Maximilians-Universität München. Nach Abschluss der Promotion im Jahr 2000 arbeitete er als Unternehmensberater und Marktforscher bei McKinsey & Company und der htp St. Gallen, einem An-Institut der HSG. Seit 2004 war er Geschäftsführer und Partner von zehnvier research & strategy, einem insbesondere im Dienstleistungsbereich tätigen Marktforschungs- und Beratungsunternehmen. Im Jahr 2010 wurde er auf eine Professur an der Hochschule Erding berufen. Er war zudem Lehrbeauftragter an verschiedenen Universitäten und Hochschulen (LMU München, Heidenheim, University of the Aegean/Griechenland). Sein besonderes Interesse in Forschung und Lehre gilt der marktorientierten und strategischen Führung von Organisationen und dem Engagement von Mitarbeitenden.

Verwaltung (bis Oktober 2017)

Verwaltung

VERWALTUNGSMITARBEITERINNEN UND -MITARBEITER

- **Ursula Förtsch**, 01.01.2017, Prüfungsamt Benediktbeuern, Campus Benediktbeuern
- **Bettina Gisdakis**, 01.07.2017, Fachbereichsreferentin für das Projekt BEFAS, Campus München
- **Martina Groß**, 15.01.2017, Fachbereichsreferentin Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit, Campus Benediktbeuern
- **Sonja Mende**, 17.05.2017, Studiengangskordinatorin Masterstudiengang Suchthilfe/Suchttherapie, IF

- **Regina Mochti**, 01.01.2017, Bibliotheksmitarbeiterin, Campus Benediktbeuern
- **Dr. Christoph Ried**, 01.07.2017, Fachbereichsreferent Soziale Arbeit München, Campus München
- **Florian Wenzl**, 01.01.2017, Fachbereichsreferent Soziale Arbeit Benediktbeuern, Campus Benediktbeuern



**Katholische
Stiftungshochschule
München**

University of Applied Sciences

**Katholische
Stiftungshochschule
München**

Campus München
Preysingstraße 83
81667 München
Telefon 089-48092-1271
Telefax 089-48092-1900

Campus Benediktbeuern
Don-Bosco-Straße 1
83671 Benediktbeuern
Telefon 08857-88-501
Telefax 08857-88-599

Impressum

Herausgeber:
Katholische Stiftungshochschule für
angewandte Wissenschaften München
Hochschule der Kirchlichen Stiftung
des öffentlichen Rechts „Katholische
Bildungsstätten für Sozialberufe
in Bayern“

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank
(V.i.S.d.P.)

Verantwortliche Redaktion:
Sibylle Thiede

Weitere Autoren:
Dr. Christoph Ellßel
Carolina Espitia Gascon
Michaela Hofbauer
Nicola Holzapfel
Im Dialog-Koordination (S. 55)
Raffaella Klück-Sauer
Stefanie Lohmann
Karin Rothmund
Prof. Dr. Birgit Schaufler
Prof. Dr. Dorit Sing

Bildmaterial:
Adobe Stock, Kiwanis Club Garmisch-
Partenkirchen, KSH (Jens Bruchhaus,
Dr. Christoph Ellßel, Michael Ingenweyen,
Sibylle Thiede etc.), photocase.com

Gestaltung:
www.leporello-company.de

Druck:
Don Bosco Druck & Design

Anschrift der Redaktion:
Katholische Stiftungshochschule
München
Sibylle Thiede
Preysingstraße 83
81667 München
sibylle.thiede@ksh-m.de